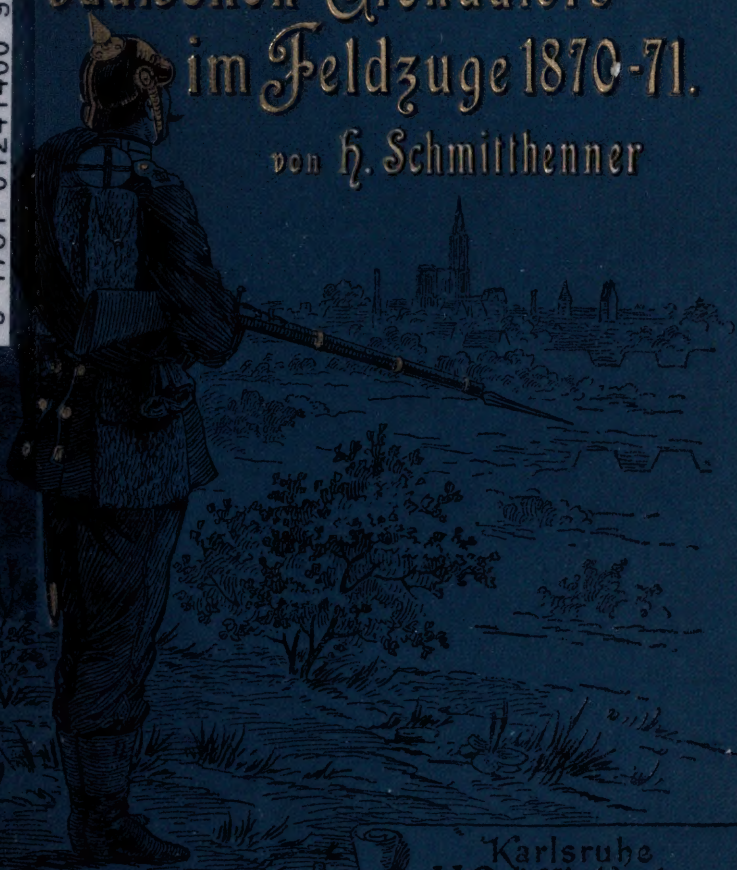
Strassburg
Dijon
Nuits
Belfort

Erlebnisse eines freiwilligen badischen Grenadiers im Feldzuge 1870-71.

von H. Schmitthenner



UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01241400 9

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Karlsruhe
J.J. Reiff's Verlag.

HG
3556e

Erlebnisse

eines freiwilligen badischen Grenadiers

im Feldzug 1870/71

von

H. Schmitthenner,
Pfarrer in Schatthausen.

Karlsruhe.
Druck und Verlag von J. J. Reiff.
1890.

24667
15/6/93.

Vorrede.

Der Gedanke, meine Kriegserlebnisse niederzuschreiben, ist mir gekommen, als ich im vorigen Jahre: „Aus meinem Kriegsleben“ von Divisionspfarrer Bußler und „Erlebnisse eines freiwilligen bayrischen Jägers“ von meinem Bundesbruder Leibig gelesen hatte. Ich sagte mir: „wenn es dir gelänge, deine Kriegserlebnisse in ähnlich frischer Weise im Zusammenhang zu erzählen, so würde dies deinem Weibe, deinem Kinde, deinen Eltern und Geschwistern eine große Freude sein, es würde solch ein Büchlein von den Kriegskameraden willkommen geheißen werden, und es würde auch sonst mancher gerne hören, wie es dir ergangen ist und wie es überhaupt dem gemeinen Soldaten im Felde ergeht.“

So schrieb ich denn meine Erlebnisse nach einer kurzen Bearbeitung meines Tagebuchs und nach der Erinnerung, die noch nicht verblaßt ist, nieder. Als ich damit fertig war und den Gedanken erwog, es drucken zu lassen, da sagte ich mir: „es ist eigentlich eine Thorheit, jedem, der es lesen will, deiner vorgesetzten Behörde und deinen Gemeindegliedern, zu erzählen, was für ein thörichter Geselle du oft gewesen.“ Ich sagte mir darauf: „du kannst ja

von deinen Thorheiten schweigen und brauchst ja nur Heldenthaten zu erzählen". Aber dies ließ sich nicht machen. Bald sah ich: „entweder wie es ist oder gar nicht." So soll es denn sein und ich sende das Büchlein hinaus mit dem Worte, mit dem wir so manches Mal ins Gefecht geführt wurden: „in Gottes Namen."

Noch füge ich bei: der Versuchung, Wahrheit und Dichtung zu schreiben, habe ich leicht widerstanden. Schmucklos und wahr erzählte ich, so gut ich es wußte, was wir erlebt haben. Alle Zahlen und sonstigen derartigen Angaben beruhen nicht auf meiner Schätzung, sondern sind der „Geschichte des 1. badischen Leibgrenadier-Regiments im Feldzug 1870/71" von Major Trapp-Ehrenschild entnommen.

Schatthausen, im Oktober 1889.

H. Schmitthenner, Pfarrer.

I. Die Mobilmachung.

Im Herbst 1868 bezog ich die Universität Erlangen. Auf dem Gymnasium hatte ich nur 3 Jahre zugebracht. Bis zur Oberquinta (alten Stils) hatte ich meine Ausbildung auf der lateinischen Schule zu Neckarbischofsheim gefunden. Diese Vorbildung konnte aus naheliegenden Gründen keine ganz genügende sein. Daher waren die 3 Jahre, die ich auf dem Gymnasium in Heidelberg und Karlsruhe zubrachte, Jahre angestrengtester Arbeit für mich.

Eine schöne Zeit meines Lebens ging mir auf, als ich Student und Erlanger Bubenreuther geworden war. Nur mit Freude denke ich an diese Zeit zurück und an den Gewinn, den sie mir fürs Leben brachte. Nach 3 Semestern, im Frühjahr 1870, bezog ich die Universität Berlin. Hier traf ich zwei Schulfreunde vom Karlsruher Gymnasium her, die gleichfalls Theologie studierten. Als Landsleute hielten wir Badenser uns vielfach zusammen. Am meisten Umgang hatte ich mit einem Pfälzer Theologen, Gümbel von Landau. Wir wohnten nicht weit von einander, arbeiteten zusammen und machten gemeinsam an den Sonntag-Nachmittagen Gänge und Ausflüge, um Berlin kennen zu lernen. Außerdem studierte ein älterer Bundesbruder in Berlin, mit dem ich regelmäßig Samstag abends die Kneipe der hier studierenden Jenenser Arminen besuchte. Die Collegien hörte ich regelmäßig und war mit meiner Arbeit im schönsten Zuge, als am Himmel die Wolke aufstieg, die zu einem schweren Wetter werden sollte.

Die Frage, ob es zum Krieg komme, hatte für mich noch eine ganz besondere Bedeutung. Ich war 20 Jahre alt, als Theologe zwar militärfrei, aber es verstand sich für mich von selbst, daß ich auch mit gehe, wenn es zum Krieg gegen Frankreich komme. Auch das war mir kein Zweifel, daß meine Eltern mir ihre Einwilligung dazu nicht versagen würden.

Der Eindruck, den in diesen entscheidungsschweren Tagen Berlin machte, war ein großartiger. Auf den Straßen bis in die späte Nacht hinein ein ungeheures Menschengewoge, besonders unter den Linden vor dem königlichen Palast, aber kein übermütiges Jubeln, wie man es von Paris berichtete. Der Gesamteindruck war der einer ernsten Entschlossenheit. Ich war Zeuge, wie König Wilhelm von Ems zurückkehrend von der Bevölkerung empfangen wurde, und ich mußte mir sagen: ein Volk, das mit solcher Begeisterung seinem Kriegsherrn zujauchzt, wird nicht besiegt werden.

Die Universität wurde nicht geschlossen. Ein Anschlag am schwarzen Brett warnte die Studenten davor, wegzugehen, ohne sich ihre Collegien testieren zu lassen. Mir schien dies so unnötig. „Was soll mir ein Zeugnis, daß ich Dogmatik gehört habe, wenns in den Krieg geht?" dachte ich und packte unabgemeldet meine Bücher. Nach dem Krieg, als ich mich zum Examen rüstete, hatte ich freilich viele Mühe und Schreiberei, bis das damals Versäumte nachgeholt war.

Von den Jenenser Arminen sah ich keinen mehr, Gümbel war sofort nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung abgereist, um noch nach Landau zu seiner Mutter zu kommen, ehe die Festungsthore geschlossen werden. Er hat als freiwilliger Krankenpfleger einen Teil des Feldzugs mitgemacht. Meine zwei Karlsruher Freunde und ich hatten über dem Abwarten den richtigen Zeitpunkt der Abreise versäumt und nun war es zweifelhaft, ob wir noch heim kommen könnten. Wir frugen zuerst bei dem badischen Gesandten um Rat. Er

konnte uns nur sagen, daß heute die Bahnlinien noch dem allgemeinen Verkehr frei stünden, wie das morgen sein werde, wisse er nicht. Um so bestimmter lautete der Rat, den Hofprediger Frommel uns gab. Er sagte uns: „Ihr könnt nicht mehr heimreisen, Ihr kommt nicht mehr heim.“ Er nannte uns eine ganz bestimmte Zahl von Tagen, die Preußen noch brauche, um mobil zu sein. „Bis dahin ist Süddeutschland auf sich allein angewiesen und vielleicht morgen schon überfluten die Franzosen Baden. Wenn Ihr dem Vaterlande dienen wollt, bleibt hier. Man kann Euch hier so gut brauchen, wie in Karlsruhe.“ Einige Tage hielten wir noch aus, dann ließ es uns nicht länger. Ich lag noch zu Bette, als eines Morgens früh ein Dienstmann mir eine Karte von meinen Freunden brachte, sie hätten sich entschlossen, mit dem nächsten Zuge abzureisen, ob ich mitgehe. In wenigen Minuten war ich reisefertig. Mein Koffer war schon lange gepackt. Handgepäck nahm ich keines mit. Alle meine Habseligkeiten ließ ich zurück, sie schienen mir hier am sichersten geborgen. Ich saß mit den beiden andern schon im Zug, als mir einfiel, daß ich über meinen Koffer noch nicht bestimmt hatte. Ich hatte gerade noch Zeit, eine Karte an einen Verwandten, der in Berlin ansässig war, zu schreiben, er möge meinen Koffer zu Hofprediger Frommel bringen. Dieser hatte sich auf meine Bitte bereit erklärt, meine Habseligkeiten in sein Haus aufzunehmen. Die Karte gab ich einem auf dem Perron stehenden Menschen, er solle sie in einen Postschalter werfen. Noch hatte ich den Gedanken: „das ist leichtsinnig, der Fremde, dem du die Karte gegeben, kann deinen Koffer mit all deinem Hab und Gut auf Grund dieser Karte erheben und all deine Bücher und Hefte sind verloren“, dann dachte ich nicht mehr an meinen Koffer bis der Krieg zu Ende war und ich daheim saß und die Frage erwog: „was nun?“ und mich nach meinen Büchern umsah, um nachzusehen, wo ich eigentlich stehen ge-

blieben und was noch von dem in Berlin Gesammelten vorhanden sei. „Wo ist mein Koffer?“ Da fiel mir ein: „der ist in Berlin“ und das Blut schoß mir in den Kopf bei dem Gedanken, „der Mann, dem du die Karte gegeben, hat deinen Koffer geholt und du bekommst von deinen Heften nichts mehr zu sehen.“ Ich weiß nicht, warum ich die Auszüge und Arbeiten, die ich in den wenigen Wochen in Berlin gemacht hatte, und die unvollständigen Erlanger Collegienhefte so hoch hielt, es war nichts darunter, das nicht bald wieder ersetzt gewesen wäre, ebenso wars mit meinen Büchern, aber bei mir stand sofort der Entschluß fest: „wenn ich meine Bücher und Hefte nicht wieder bekomme, dann gehe ich wieder zu den Grenadieren, in einigen Jahren giebts doch wieder Krieg. Ich fange nicht noch einmal von vorn an.“ Zagen Herzens schrieb ich nach Berlin um meinen Koffer. Ich war nicht überrascht, als von Hofprediger Frommel die Antwort kam: „Ich weiß nichts von Ihrem Koffer, Ihr Hauswirt hat erst als die Polizei zu Hülfe gerufen wurde, es zugestanden, daß Sie bei ihm gewohnt, den Koffer habe ein fremder Mann geholt, der eine Karte von Ihnen vorgewiesen.“ Noch eine Hoffnung blieb, daß mein Vetter meinen Koffer bei sich untergebracht habe, obgleich er mir vorher erklärt hatte, er habe dazu keinen Raum in seiner kleinen Wohnung. Und so war es auch. Der schon verloren gegebene Koffer kam an und ich blieb bei der Theologie.

Die Fahrt von Berlin nach Hause verlief ohne Zwischenfall. In Frankfurt übernachteten wir. Je näher wir der Heimat und damit dem mutmaßlichen Kriegsschauplatze kamen, um so friedlicher und ruhiger war alles. Die Franzosen waren eben nicht so gerüstet, wie man in Berlin annehmen mußte. Die Leute führten ihre Ernte heim und gingen ihrer Arbeit nach. Bange Sorge lag freilich doch auf allen.

Ich war noch einige Tage in meinem Elternhause, dann meldete ich mich in Mosbach bei dem dort errichteten Ersatz

depot zum Eintritt als Kriegs-Freiwilliger. Ich wurde zunächst zu dem dortigen Bezirksarzt gewiesen, der mich nach meiner körperlichen Tauglichkeit untersuchte und mir das Zeugnis ausstellte: „zu allen Waffengattungen tauglich". Mit diesem Zeugnis meldete ich mich auf der Kommandantur und erhielt den Bescheid, am andern Morgen mich zu stellen.

In Mosbach herrschte ein bewegtes Treiben; alte Soldaten, Rekruten, Gruppen von Leuten, die lebhaft die Ereignisse besprachen, drängten sich. Die Bahnlinien waren fast vollständig für das Militär in Beschlag genommen. Nur mit Mühe fand ich spät abends in einem Zuge Unterkunft, um noch einmal zu den Meinen zurückzukehren. Vorher wurde mir ganz unerwartet noch eine große Freude zuteil. Aus einem Zuge strömten Baiern, die hier kurzen Aufenthalt hatten und Erfrischungen erhielten. Es waren alte Bekannte, Erlanger Jäger. Ich frug einen nach dem Namen ihrer Offiziere. „Michal" war gleich der erste Name. Wie freute ich mich, den lieben Bundesbruder, mit dem ich in Erlangen zusammen gewohnt, noch einmal zu sehen, ehe es in den Krieg ging! Wir konnten nur wenige Worte mit einander reden, aber wir hatten uns doch noch einmal ins Auge geschaut und die Hand gedrückt und das war genug.

Erst nach Mitternacht langte ich bei dem elterlichen Hause an. Ich klopfte meinem Bruder, der öffnete mir ein Fenster. Ich schnürte noch in der Nacht mein Bündel, legte mich dann einige Stunden zum Schlafe nieder und sobald am andern Morgen die Eltern auf waren, teilte ich ihnen mit, daß ich angenommen sei und ungesäumt mich auf den Weg zu machen habe und sagte ihnen und den Geschwistern Lebewohl. Wenige Minuten darnach war ich auf dem Wege. So kurz der Abschied war, so empfand ich doch seine ganze Schwere.

II. Beim Ersatzbataillon.

In Mosbach angelangt, wurde mir zunächst ein Quartier zugeteilt. Es war bei einem alten Amtsdiener am Ende der Stadt, am Wege nach Sulzbach. Die Leute nahmen mich freundlich auf und suchten ihren Patriotismus dadurch kund zu thun, daß sie mich so gut hielten, als sie es wußten und konnten. Dann wurden ich mit noch anderen Rekruten eingekleidet. Das war in kurzer Zeit geschehen, und verursachte gar keine Umstände. Wenn die Uniform auch nicht paßte, so hatte das nicht viel zu sagen. Interessant war meine Drillchjacke. Ihre Geschichte war deutlich an ihr zu lesen. Dreimal war sie gründlich repariert worden. Das ursprüngliche Tuch war weiß, die zuletzt aufgenähten Stücke grau, dazwischen noch zwei Schattierungen, alles malerisch gruppiert. Diese Drillchjacke hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. Wie oft schon wurde ich von Bekannten, die mich damals gesehen, an den schönen Kittel erinnert, den ich als Rekrut in Mosbach getragen! Dieser Kittel war der Ausgehrock. Der Waffenrock, in dem exerziert wurde, war nicht minder sehenswert.

Ebenso bunt, wie mein Kittel, war die Kompagnie, der ich zugeteilt wurde. Alle diejenigen, von denen man annahm, daß sie in kurzer Zeit ausgebildet werden könnten, hatte man mit tüchtigen Unteroffizieren zu einer besonderen Kompagnie zusammengethan. Da waren nun Studenten, Polytechniker, Gymnasiasten, Lehrer, Post und Telegraphenbeamte, Kauf

leute u. a. Wir fanden uns bald mit einander zurecht, erneuerten alte Bekanntschaften und schlossen neue. Auf der Wiese am Wege nach Neckarburken wurden wir in alle Geheimnisse des Exerzierreglements eingeweiht und lernten die Schönheiten der verschiedenen Gewehrgriffe kennen. Die Erwartungen unseres Lehrmeisters, daß diejenigen, die bis zu ihrem 20. Lebensjahre in die Schule gegangen sind, auch für den Parademarsch ein besonderes Verständnis haben müßten, wurden aber oft zu Schanden. Freudig begrüßte Erholung waren uns die Instruktionsstunden, die unser Kompagnieführer, Herr Premierlieutenant Ris, uns erteilte. So verflossen einige Wochen ziemlich einförmig. Schießübungen, auf die wir uns freuten, wurden noch keine gemacht. Eine Abwechslung bot mir ein Quartierwechsel. Ich wurde in das Gasthaus zur Krone einquartiert, und hatte Ursache, mit dem Wechsel zufrieden zu sein.

Wir brannten vor Ungeduld, zu unserem Regimente vor Straßburg zu kommen und begrüßten darum mit heller Freude die Nachricht, daß wir nach Neckarelz abmarschieren sollten. Das war doch wenigstens einmal ein Schritt vorwärts. In dieser unserer Freude begingen wir eine große Thorheit. Ich weiß nicht mehr, wer den Vorschlag machte, dieses frohe Ereignis unseres morgigen Abmarsches in ganz besonderer Weise zu feiern. Alle Studenten und Polytechniker unseres Zugs waren sofort dabei, von den andern wurden auch noch einige beigezogen und so fanden wir uns denn abends in der Krone ein und teilten dem Wirte unser Vorhaben mit. Er war weniger begeistert für diesen Gedanken, er meinte: „das geht nicht, ich bin froh, wenn es Zapfenstreich schlägt, ich werde den Tag über müde genug und von meinen Leuten kann ich auch niemanden zumuten, so unnötig aufzubleiben.“ Als wir ihm aber sagten: „wir brauchen nur ein Faß Bier, sonst nichts“, sagte er:

„meinetwegen." Wir schlossen die Läden, rückten zusammen und schwärmten für unser deutsches Vaterland und freuten uns, daß es nun bald nach Frankreich gehe. Nach einigen Stunden pochte die Patrouille am Laden: „was ist da drinnen los?" Wir reichten einen Krug Bier hinaus, mit dem zogen sie auf ihre Wachtstube. Als er leer war, kamen sie wieder. Wir stiegen nun sämtlich zum Fenster hinaus und zogen mit auf die Wachtstube. Dort hatten sie einen Arrestanten eingesperrt, der wurde herausgelassen und bekam auch von unserm Bier. Dann zogen wir wieder auf unsere Stube. Als es noch 1 oder 2 Stunden zu der Abmarschzeit war, waren wir der Meinung, daß nun die große Bedeutung des bevorstehenden Marsches genügend gefeiert sei und daß noch eine Stunde zu ruhen nichts schaden könne. Wir legten uns noch zwischen den andern Kameraden, die schon ausgeschlafen hatten, an unseren Schlafstellen nieder. Als es aber kurz darnach zum Aufstehen blies, lag es mir wie Blei in den Gliedern und als wir dann zum erstenmale den gepackten Tornister und den gerollten Mantel umgehängt bekamen, meinte ich, ich müsse unter der mir ganz ungewohnten Last zusammenbrechen. Der kurze Marsch von Mosbach nach Neckarelz wurde mir schwerer denn je ein Marsch und diese Stunde gehört zu den bittersten meines Soldatenlebens. Den andern gings auch nicht besser, aber wir hielten alle ritterlich aus.

In Neckarelz waren wir nur 2 Tage. Dann ging es wieder nach Mosbach zurück, um von da mit der Eisenbahn nach Karlsruhe zu fahren. Die Gefahr, daß Karlsruhe von den Franzosen besetzt werde, ehe unsere Truppen sich ihnen entgegen stellen konnten, war vorüber; so kehrten also die Ersatzdepots in die Garnisonen zurück. Nun ging es richtig vorwärts, keinem von uns fiel aber ein, diesen Tag wieder so zu feiern, wie den des ersten Abmarsches.

In Karlsruhe kamen wir in die große Infanteriekaserne, etwa 30 Mann in ein Zimmer. Hier ging alles aus einer andern Tonart als in Mosbach, der Dienst viel strammer, die Ordnung peinlicher, alle Stunden vom frühen Morgen bis zum späten Abend vom Dienst in Anspruch genommen. In diese Ordnung und in all die Arbeiten der Kaserne uns zu fügen, wurde uns aber nicht schwer. Wir sagten uns: „wir sind jetzt Soldaten, also wollen wir auch rechte Soldaten sein und nichts besonderes für uns erwarten oder verlangen.“ Die Kost war gut und reichlich und doch verdiente der Kantinwirt noch viel an uns, denn die ungewohnte körperliche Anstrengung machte uns erstaunlichen Hunger. Einige kleine Freiheiten wurden uns Freiwilligen zugestanden, oder wir erlaubten sie uns selbst. Das führte zu beständigen kleinen Reibereien mit den andern Soldaten in der Kaserne. So auch einmal, als wir die Erlaubnis hatten, unserem Zimmerkommandanten, Sergeanten Weiser, zum Andenken eine Uhr zu schenken und zur Feier der Ueberreichung erst um 10 Uhr abends in der Kaserne zu sein. Diese Affaire nahm einen für uns etwas unrühmlichen Ausgang. Um den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen uns und den andern Soldaten zu verhindern, wurde nämlich ein Teil von uns kurzer Hand die Nacht über in den Arrest gesteckt.

Am 3. September vernahmen wir, von einem Ausmarsch zurückgekehrt, mit Jubel die Nachricht von dem, das am Tage zuvor bei Sedan geschehen war. Am andern Tage folgte eine weitere frohe Nachricht, 240 Mann, darunter wir Freiwillige, wurden bestimmt, zum Regimente vor Straßburg zu kommen. Wie froh war ich, daß ich der Versuchung, mir an diesem Tage, es war ein Sonntag, Urlaub geben zu lassen, widerstanden hatte. Alle die, welche an diesem 4. September beurlaubt oder unwohl oder aus irgend einem andern Grunde nicht mit zum Abschmarsch bestimmt worden waren, mußten

warten bis Mitte Dezember. Da erst kamen unsere Mosbacher und Karlsruher Kameraden zum Regimente nach. Es war kurz vor Nuits und hier am 18. Dezember kamen diese zum ersten Male ins Gefecht und eine große Zahl derselben, noch ganz ungeübt, gegen die Gefahren im Gefecht sich zu schützen, ist hier gefallen, so daß viele von diesen mehr Monate in der Kaserne gewesen waren als Tage im Feld.

Wir 240 Glückliche wurden mit der Eisenbahn nach Rastatt transportiert, von da marschierten wir bei Selz über den Rhein. Uebern Rhein! übern Rhein! Alldeutschland nach Frankreich hinein! Das Gefühl, daß es jetzt Ernst werde, der Gedanke, was wir nun in den folgenden Wochen erleben würden, bewegte mich mächtig. Ich dachte an meine Eltern und Geschwister und bat Gott im Herzen, daß er mich wieder glücklich zu den Meinen zurückführen möge. Dabei fühlte ich mich mächtig erhoben durch den Gedanken, daß wir nun schon Wege ziehen, welche die Siege unserer Brüder gebahnt und daß dem guten Anfang auch ein gutes Ende gewiß folgen werde. Bei Selz wandten wir uns südwärts Straßburg zu und marschierten an diesem Tage bis Dingelsheim bei Sesenheim, etwa 6—7 Stunden. Der Marsch wurde uns allen schwer. Wir hatten zum ersten Male zu der bisher getragenen Last noch 80 scharfe Patronen, außerdem noch so mancherlei, das fürs Feld nötig erscheint, das Zündnadelgewehr allein wiegt 10 Pfund. Wie schwer das alles zusammen ist, was der Soldat im Feld zu tragen hat, weiß ich nicht, aber es ist eine gehörige Last, die zu tragen geübt sein will.

Bei allen ersten Märschen giebt es Fußlose. In dieser Voraussicht waren einige Leiterwagen mitgenommen worden, die dem Zuge folgten und die Fußlosen aufnahmen. Ich hatte auch bald die Fußsohlen voll Blasen und meinte schließlich: „jetzt kann ich nicht mehr länger.“ Ich trat also aus und wartete auf die Wagen. Diese waren aber überfüllt, so

daß keine Möglichkeit war, da unterzukommen. Es war mir aber auch alle Lust, da aufzusitzen, vergangen. Die Wagen boten mit ihrer Besatzung keinen heldenhaften Anblick und ich nahm mir ernstlich vor: „wenn es nur irgend sein kann, will ich bei keinem Marsche aus dem Gliede treten.“ Ich bin so glücklich gewesen, daß ich diesem Vorsatz treu bleiben konnte. Ich hatte noch ein Mal sehr wunde Füße und war einige Male erschöpft bis auf den allerletzten Rest von Kraft, aber aus dem Glied getreten und zurückgeblieben bin ich bei keinem Marsche. An jenem Abend arbeitete ich mich wieder vor an meinen Platz und als wir endlich in Dingelsheim ankamen und Freiwillige für die Wache aufgerufen wurden, meldete ich mich, und stand in dieser Nacht noch 3 Stunden lang Posten. Cron war Wachtkommandant.

Die erste Ruhestunde benützte ich, meine wunden Füße in Ordnung zu bringen. Die Blasen waren schon aufgegangen, ich legte die losgelöste Haut zurecht, auf den Rat eines alten Soldaten zerschnitt ich ein Paar Unterhosen zu Fußlappen, strich sie mit Unschlitt und wickelte meine Füße hinein. Das war gut. So lernte ich gleich beim ersten Marsche, daß Stiefel und Füße des Infanteristen sorgfältig wollen behandelt sein. Wie den Kavalleristen all seine Geschicklichkeit im Reiten und Fechten nichts nützt, wenn sein Pferd nicht gut ist, so ist der Infanterist ein verlorener Mann, wenn er nicht im Marschieren etwas leistet und dazu müssen Stiefel und Füße gut sein. Ich lernte es bald, wie man Stiefel richtig schmiert und wie man Fußlappen legt. Beides will gelernt sein. Mit Unschlitt geschmierte Fußlappen und Strümpfe darüber, so marschiert es sich am besten. Die Stiefel wollen aber, zumal in der Kälte, erst gewichst und dann erst geschmiert sein, sonst öffnen sich die Poren im Leder und die Kälte dringt ein.

Dieser erste Marsch hatte auch noch die gute Folge, daß unser Kompagnieführer, Herr Premierlieutenant Ris und wir Freiwillige gute Freunde wurden. Während des ganzen Feldzugs sind wir es dann auch geblieben. In der Garnison waren wir keineswegs gute Freunde gewesen, er mit uns nicht, weil wir „vor lauter Gelehrtheit" so oft rechts und links verwechselten, wir mit ihm nicht, weil er uns infolge davon oft eine Behandlung zuteil werden ließ, wie wir sie seit der Unter-Sekunda nicht mehr erfahren hatten. Auf diesem Marsche aber wurde er zufrieden mit uns, weil wir alle aushielten und wurde es später noch mehr, weil wir ihm vor dem Feind keine Schande machten.

Am 6. September marschierten wir nach Eckwersheim in südwestlicher Richtung, am folgenden Tage nach Wolfisheim, eine Stunde westlich von Straßburg. Hier wurden wir in die verschiedenen Kompagnien unseres Regiments verteilt. Von den näheren Bekannten kam nur L. Weis von Distelhausen mit mir in die 7. Kompagnie.

III. Vor Straßburg.

Die Korporalschaft, der ich fortan angehören sollte, war die Jäckles. Ihr Quartier hatte sie in einem Bauernhause aufgeschlagen. Als ich meine Korporalschaft aufsuchte, traf ich nur einen Soldaten an, Vogt von Neudenau, dem ich mich als Kompagnie- und Korporalschaftsgenossen vorstellte. Die Kompagnie war auf Vorposten. Vogt war zurückgelassen worden, um zu kochen. So hatte ich Zeit, von demselben all die vielen Dinge zu erfragen, die ich über das Treiben hier wissen wollte, während ich ihm bei seiner Kocherei behülflich war. In der Nacht kamen die andern, hungrig und müde. Im Nu war gegessen, dann wurde das Nachtlager aufgesucht. In der Scheuertenne war Stroh gestreut, das war die Unterlage und der Mantel die Decke. Unter den breiten großen Menschen, bei denen alles so laut und so kraftvoll zuging, wollte mir fast der Gedanke bange machen, ob ich auch aushalten könne, was diese: als aber einer, laut genug, daß ichs hören konnte, dem, was ich dachte, Ausdruck gab: „der hälts nicht lange aus", da dachte ich: „wir wollens abwarten". Gottlob, ich habe aushalten können, auch da, wo andere, die stärker waren als ich, nicht mehr aushielten.

Der Soldat, neben dem ich mich niederlegte, frug mich nach meinem Namen, dann nannte er seinen: „Teubner", und fügte bei, „ich bin Heidelberger Rhenane und studiere jus". Als ich ihm auch meine Farbe und mein Studium genannt,

reichte er mir seine Hand zur guten Kameradschaft. Die Feindschaft zwischen Korpsburschen und Burschenschaftern galt da nicht mehr.

Am 8., 9. und 10. September hatten wir Ruhetage. So hatte ich Gelegenheit, unsere Offiziere und Kameraden der Korporalschaft kennen zu lernen. Unsere Kompagnie führte Premierlieutenant Gemehl, die einzelnen Züge die Lieutenants von Peternell, Fritsch II. und Bissinger. An Einjährigen waren noch bei uns außer Teubner: Robert Sinner aus Grünwinkel, der in Paris allerlei welsche Künste gelernt, sein treues deutsches Herz aber nicht verloren hatte, Heinrich Weckesser aus Dossenheim, den jeder auf Patrouille und im Quartiere gerne als Kameraden hatte, weil man sich ebenso auf seine starke Faust als auf sein Wort verlassen konnte, ferner Franz Weiner aus Mosbach; in anderen Korporalschaften waren noch an Einjährigen: Büchler und Zutt stud. jur., in der 6. Kompagnie war K. Zandt und Thelemann.

Großherzogs Geburtstag brachte jedem einen Schoppen Wein, den wir auf das Wohl unseres geliebten Landesherrn tranken, mir aber auch noch eine Enttäuschung. Der Wahn, daß im Felde keine Knöpfe mehr geputzt und kein Lederzeug mehr gewichst werde, in welchem Wahne ich von allen Bürsten, die ein Soldat braucht, nur die Gewehrbürste mitgenommen hatte, wurde an diesem Tage mir zunichte gemacht.

Vom 11. bis zum 21. September wurde unsere Kompagnie nach Erstein südlich von Straßburg abgeschickt, um dort die Arbeiten zum Ableiten der Ill zu überwachen. Durch requirierte Bauern wurden diese Arbeiten ausgeführt. Unser Quartier hatten wir in einem großen Stall, später in einer Scheuer. Unser Dienst bestand im Patrouillieren und Wache stehen. Wir waren froh, als wir am 21. September hier abgelöst wurden. Wir marschierten an diesem Tage bis Wolfisheim in die alten Quartiere, am andern Tage nach

Neudorf, südlich vor Straßburg. Hier blieben wir bis zur Uebergabe der Stadt.

Wir gehörten nun wieder zu den Truppen, welche die Festung einzuschließen hatten. Die Ablösung der Feldwachen geschah morgens um 3 Uhr, die abgelösten Truppen blieben dann noch bis 5 Uhr zur Stelle, um bei etwaigen Ausfällen bei der Hand zu sein und zogen dann in die Quartiere, wo sie Ruhe hatten bis zum andern Morgen um 3 Uhr. Die Nahrungsmittel nahmen wir gekocht mit, ebenso Wasser und Wein. Unser Posten war einmal im sogenannten Ratzendörfle, dann hinter einem Eisenbahndamm dem Austerlitzerthor gegenüber. Wir waren da dem Feinde sehr nahe und es genügte die Helmspitze zu zeigen, so sandten uns die Franzosen ihre Grüße zu, Chassepotkugeln und Granaten. Unsere Stellung war aber eine ganz sichere, wir waren durch den Eisenbahndamm gedeckt. Alles ging über unsere Köpfe weg. In der Nacht wurden einzelne Posten auf dem Wege, der von uns aus in die Stadt führte, der Festung zu vorgeschoben. Das war weniger behaglich. Die Granaten, die die Franzosen, unsere Stellung genau kennend, in der Nacht uns zuwarfen, konnte man, weil ziemlich in ihrer Flugbahn liegend, wie einen feurigen Strahl auf sich zusausen sehen. Tag und Nacht flogen die Granaten und Bomben unserer eigenen Batterien in die feindliche Festung. Einen schauerlich schönen Anblick boten in der Nacht die Bomben. Wie rote Sterne hoben sich die Kugeln, anfangs rasend schnell, in die Höhe, allmählig sich verlangsamend, scheinbar unter die Sterne sich mischend, bis sie scheinbar mitten in einem Sternbild stille standen, nur durch die Farbe von den Sternen unterschieden, dann senkten sie sich wieder, immer schneller, schließlich den Blicken entschwindend, dann eine Feuergarbe aus der Stadt auflohend und einige Sekunden darnach ein Knall, ein donnerähnliches Getöse, dessen Echo nicht enden wollte.

Einmal kam zu uns ein Ueberläufer, der froh aufatmete, als er hinter unserm Damm stand, von keiner der Kugeln getroffen, die die Franzosen ihm nachsandten. In die Laufgräben kam ich nicht. Unsere Kompagnie ist hauptsächlich durch die Absendung nach Erstein bei der Belagerung von Straßburg schlecht weggekommen, zu den Hauptsachen kam unsere Kompagnie nicht, wenigstens nicht in der Zeit, als ich dabei war. Ebenso erging es uns bei der Uebergabe der Stadt. Abends am 27. September hißte Straßburg die weiße Flagge. Wir bezogen am 28. früh 2 Uhr Vorposten, wir wußten nicht was vorgefallen, freuten uns nur über die ruhige Nacht. Das Schweigen der Geschütze ließ uns allerdings vermuten, daß die Stadt den Sturm nicht abwarten wolle. Im Laufe des Vormittags hörten endlich auch wir die frohe Kunde. Nachmittags 4 Uhr zog unsere Kompagnie als die letzte unseres Regiments durch das Austerlitzer Thor in Straßburg ein.

Die Besatzung der Festung war schon abmarschiert, aber eine Menge betrunkener französischer Soldaten trieb sich noch in der Stadt umher. Diese selbst bot einen traurigen Anblick, die Häuser zerschossen, die Straßen voll Schmutz, aber die Einwohner voll Freude, daß die Schrecken der Belagerung zu Ende wären. Wir bezogen sofort Wache an einer Brücke. Unter den ersten, die hier aufzogen, war Klein aus Karlsdorf. Als wir die Zugbrücke der Festung betreten hatten, hatte er aus frohem Herzen gesagt: „jetzt glaube ich, daß ich wieder gesund heim komme.“ Eine Stunde darnach war er von einem betrunkenen französischen Artilleristen erstochen. Der Thäter wurde sofort ergriffen und an der nächsten Straßenecke erschossen.

Unser Quartier hatten wir in einem Gasthofe, zum ersten Male in einem Hause und auf Matratzen.

Am 29. hatten wir Ruhetag. Wir sahen uns die Stadt und den Münster an. Die Steinstraße war ein Trümmerhaufen. An der Stelle, von wo aus die Stadt mit Sturm genommen werden sollte, war vollständig Breiche geschossen, die Zerstörungen, die unsere Geschosse an den Wällen und Mauern angerichtet hatten, waren großartig. Ueberall das Bild der Verwüstung. Aus einem zerschossenen Eisenbahnwagen holten wir uns ganz neue französische Feldflaschen, die meinige hat den ganzen Feldzug mitgemacht und ist eines der Andenken, die ich mit nach Hause genommen habe. Aus den Kanälen der Ill fischten wir uns dann Gewehre, die die französischen Soldaten hinein geworfen hatten und bald hatte jeder ein Gewehr, das er hoffte, mit heim nehmen zu können. Unter den badischen Soldaten war allgemein die Meinung verbreitet, wir hätten das Unsere gethan, der Krieg sei jetzt aus und wir dürften heim. Es kam aber anders. Am Abend kam der Vater Rob. Sinners mit einem Fäßchen Bier, das Weis und ich mit austrinken halfen darauf, daß Straßburg nun deutsch bleibe. Am 30. wurden wir auf die Wälle und in die fast gänzlich zerstörte Citadelle geführt, dann bezogen wir Wache bis zum andern Morgen um 8 Uhr am Bahnhof.

IV. In den Vogesen.

Um 10 Uhr am 1. Oktober verließen wir Straßburg und marschierten westwärts den Vogesen zu bis Mutzig. Der Tag war heiß, der Marsch ermüdend. Unser Quartier sollte in einer schlechten Scheuer sein. Gegenüber war ein schmuckes kleines Häuslein, unter der Hausthüre stand eine Frau mit ihrer Tochter. Einjähriger Trautwein fing ein Gespräch mit ihnen an und bald hatte er den Widerspruch der Mutter überwunden und die Leute nahmen ihn, Robert Sinner und mich auf; die Tochter überließ uns ihre Stube und ging für die Nacht zu ihrer Freundin. Die Leute richteten uns ein Nachtessen. Wie that es uns so wohl, wieder einmal an einem sauberen Tische essen zu können, was wir nicht selber gekocht hatten, aus einem Teller, den nicht wir selber gereinigt hatten. Unsere eigene Kocherei war im Ganzen nicht weit her und wir waren immer froh, wenn jemand, der es besser verstand, dieses Geschäft uns abnahm. Es gab zwar unter uns manche, die ein entschiedenes Kochtalent entwickelten und eine erstaunliche Findigkeit. Wir aßen keineswegs immer nur Reis und Rindfleisch, wenn gleich wir fast nie etwas anderes faßten. Doch davon zu erzählen, wird es noch Gelegenheit geben.

Die Leute erzählten von ihrem Sohne, der auch Soldat sei, der Bräutigam der Tochter war auch im Felde, sonst chauffeur, Heizer, sie zeigte uns sein Bild und wir mußten

ihr versprechen, ihn nicht zu töten, wenn wir ihm begegneten. Am Morgen schieden wir voll Dankes von den Leuten, die uns so freundlich beherbergt hatten. An diesem Tag, Sonntag den 2. Oktober, ging es im Breuschthale weiter nach Schirmeck. In Mutzig sprach noch alles deutsch, hier in Schirmeck wurde Deutsch nicht mehr verstanden.

Am 3. Oktober kamen wir nicht weit. Der Weg vor uns den Donon hinauf war durch mächtige Verhaue gesperrt. Rechts und links der Straße waren mächtige Bäume umgehauen und quer über die Straße geworfen. Es blieb nichts übrig, als einen Weg durch dieses Gewirr von Aesten und Stämmen hindurchzusägen. Zu dem Zwecke wurden die Bauern der Umgegend requiriert, die wütende Blicke warfen, als Sinner jeden Trupp begrüßte: „ah, vous allez travailler pour le roi de Prusse" *), mit welcher sprüchwörtlichen Rede die Franzosen eine zum eigenen Schaden ausschlagende Arbeit bezeichnen. Diese Bauern hatten ohne Zweifel die Bäume gefällt, so konnten sie sie auch wieder wegschaffen. Erst am andern Tage, am 4. Oktober, stiegen wir den steilen Berg hinan und auf der anderen Seite nach Raon sur pleine hinab. Von Franktireurs war keine Spur. Am 5. hatten wir Ruhetag, nachmittags hatte ich mit einigen anderen einen Verwundeten nach Schirmeck zu geleiten, auf requiriertem Fuhrwerk fuhren wir am Abend wieder zurück, um am andern Tag denselben Weg wieder zu machen.

Am 6. hatte nämlich das erste und dritte Bataillon bei Etival ein schweres aber glückliches Gefecht zu bestehen gehabt. In der Aussicht, daß weitere Kämpfe bevor stünden, wurde nun auch unser Bataillon schleunigst nachgezogen. Wir erreichten am 7. Oktober nachmittags Senones, nach kurzer Rast wurde weiter marschiert und nachts 11 Uhr hatten wir end-

* Ihr wollt für den König von Preußen arbeiten?

lich Raon l'Etappe erreicht. Da hieß es: „sucht euch Quartiere, wo ihr sie findet!“ Im Städtlein lag alles im ersten Schlummer. Bald aber war wieder alles wach. Auf unser Pochen öffneten uns die Leute erschreckt die Häuser. Das Haus, das sich unserer Korporalschaft aufthat, war ein feines Restaurant. In dem schönen Billardzimmer zu ebener Erde schlugen wir unser Quartier auf.

Am andern Morgen wurden wir etwa 50 Mann stark mit Lieutenant von Peternell ausgeschickt, Vieh zu requirieren. Die Scenen, die es da gab, waren dieselben, wie sie Simplicius in seiner abenteuerlichen Geschichte aus dem 30jährigen Kriege beschreibt. Die Bauern merkten, als wir in Sicht kamen, um was es sich handle und trieben ihr Vieh aus den Ställen dem Walde zu. Wir fanden aber noch so viel wir brauchten. Und dann — das war freilich zu des Simplicius Zeit anders — bekam der Maire eine Quittung über die Requisition und diese Bons hat nach dem Kriege die französische Regierung eingelöst, so daß die Leute schließlich ihr Vieh bezahlt bekamen. Mit diesen Bons ist auch mancher Unfug getrieben worden. Uebermütige Dragoner haben hie und da in einem sicheren Städtlein, das von dem Wege der Truppen etwas abseits lag, durch das ihr Patrouillenritt sie brachte, ein Dutzend Pfeifen oder Hundert Päcklein Tabak requiriert und dafür einen Schein ausgestellt, der den Besitzern, wenn er endlich übersetzt war, nichts anderes eintrug, als daß sie zu ihrem Schaden noch ausgelacht wurden.

Als wir am Abend mit unserem requirierten Vieh heim kamen, sagte mir der zum Kochen zurückgebliebene Soldat: „in dem Hause liegt oben ein verwundeter deutscher Soldat vom 3. Regiment, der dich kennt.“ Der Weg zu ihm führte durch das Wohnzimmer unserer Wirtsleute. Trautwein ging mit mir. Auf unsere Bitte zeigten uns die Leute die Krankenstube. Es war Paul Ludwig, der hier lag, durch den Schenkel

geschossen. Er befand sich wohl, rühmte die Freundlichkeit der Leute und erzählte viel von dem heftigen Gefechte bei Etival am 6. Oktober, wo er seine Wunde erhalten hatte. Im gleichen Zimmer lag ein verwundeter Franzose. Als wir wieder durch die Wohnstube zurückgingen, war das Nachtessen bereit und wir wurden so freundlich eingeladen, daran teilzunehmen, daß wir ohne weiteres blieben, die Gedecke und Stühle standen schon für uns bereit. Die Leute erzählten von ihrer Angst während des schweren Gefechts in der Nähe und beklagten den Krieg und uns. Die Frau sagte mir, Worte, die ich noch oft zu hören bekam: „encore si jeune, oh votre mère.“*) Wir frugen, wie sie zu den zwei Verwundeten gekommen seien. Da erzählte der Mann, die Einwohner seien aufgefordert worden, die leicht Verwundeten in ihre Häuser aufzunehmen, da hätten sie sich auch bereit erklärt, einen Mann zu nehmen. Bald sei ein Wagen an sein Haus gefahren gekommen mit dem Deutschen und dem Franzosen und er sei aufgefordert worden, von diesen einen zu wählen. Da hätten sie unter sich gesagt: „wir können doch nicht den Franzosen nehmen und den Deutschen weiter fahren lassen, wie müßte das dem Deutschen wehe thun! wir können doch aber auch nicht den Deutschen nehmen und den Franzosen weiter fahren lassen!“ So nahmen sie eben beide und pflegten beide mit gleicher Sorgfalt.

Ich betrat den französischen Boden mit der Ueberzeugung, jeder gute Deutsche muß die Franzosen, unsern Erbfeind, hassen, ich glaubte, es wird schwer sein, diesem Feind gegenüber, der unserem Vaterlande schon so viel Unrecht zugefügt hat, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es ist uns aber nicht schwer geworden, der Bevölkerung gegenüber alles Unrecht zu lassen und ich bin aus Frankreich zurückgekommen als einer,

*) Noch so jung! o Ihre Mutter!

der die Franzosen, nicht ihre Einrichtungen, aber die Personen von Herzen lieb gewonnen hat. Wir waren ja überall die Herren; was wir brauchten, haben wir verlangt oder haben es uns genommen, ohne gute Worte dafür auszugeben; aber was wir nicht fordern konnten, Freundlichkeit, wie wir sie hier in Raon l'Etappe und sonst noch so oft erfuhren, und Barmherzigkeit in den Tagen der Kälte und des Hungers, die noch kommen sollten, haben sie uns freiwillig reichlich gegeben. Den Ruhm, daß die Franzosen höfliche — und zwar nicht in Worten, sondern in der That — und liebenswürdige Leute sind, darf ihnen niemand nehmen. Sie halten aber auch etwas auf diesen Ruhm. Komisch war es, wie sie darauf besorgt waren, daß ihnen niemand Unhöflichkeit vorwerfen könne. Wenn sie nicht willig waren, zu thun, was wir begehrten, brauchte man oft nur ihnen zu sagen: „vous n'êtes pas poli",*) das wollten sie nicht auf sich sitzen lassen und um die Ehre ihres Landes zu retten, waren sie dann zu allem bereit. Manchmal freilich genügte solche feine Anspielung nicht, manchmal kam man mit Grobheit weiter. Unteroffizier Jäckle warf einmal einen widerspenstigen Gesellen, der eine Thüre nicht aufschließen wollte, an dieselbe, so daß er fast durchgeflogen wäre. Das half, nun fand er den Schlüssel und war die Höflichkeit selbst. Die französische Landbevölkerung ist aber nicht nur höflich und freundlich, sie ist auch ausnahmslos fleißig und sparsam und mäßig. Wir waren oft erstaunt über die Einfachheit und Anspruchslosigkeit, mit der auch wohlhabende Leute lebten. Der französische Bauer ist von Natur ebenso friedliebend, wie der deutsche. Wenn sie den Krieg beklagten und sich selbst und uns bedauerten, kams ihnen von Herzen. Das Bild, das wir uns von den Franzosen zu machen gewohnt sind, das paßt nicht auf die

*) „Sie sind nicht höflich."

französische Landbevölkerung, das paßt nur auf die französischen Städter, zumal die Pariser. Leicht beweglich sind sie alle. Und da die Landleute zum großen Teil nicht lesen können, sind sie urteilslos und lassen sich leicht mit fortreißen. Ebenso paßt auf das ganze Volk das Urteil, daß sie ein leichtfertiges Volk sind. Die Sittenlosigkeit der Städter ist bis in die entlegensten Dörfer gedrungen und die Gottesfurcht fehlt. Diese Beobachtungen waren überall zu machen.

Daß es noch einmal zu einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich kommen wird, glaube ich nicht. Innere Gründe, die mit Notwendigkeit dazu treiben würden, wären nur dann vorhanden, wenn in der Wegnahme von Elsaß-Lothringen ein Unrecht läge. Das ist aber nicht der Fall. Das war nicht nur ein Akt gewissermaßen der Notwehr, sondern auch der Gerechtigkeit. Altes Unrecht ist damit wieder gut gemacht worden. Ein Glück ist es für uns, daß in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht vollständig durchgeführt ist. Nun giebt es in Frankreich keine Partei mehr, die nur zum Krieg schüren und dann andere ihn ausfechten lassen kann. Nun müssen auch die reichen Pariser und die alle, welche die Politik machen, selber mit in den Krieg oder ihre Söhne mitschicken. Ich glaube, das wird sie immer wieder zur Besinnung bringen, wenn sie vor der Kriegserklärung stehen. Man sagt oft, die ungeheuren Kriegsrüstungen können von den Völkern nicht mehr lange getragen werden und das treibt notwendig zum Krieg. Ich glaube, wir halten unter der schweren Waffenrüstung so lange aus wie die Franzosen und Russen, und wenn sie jenen zu schwer wird, können sie sie ja ablegen.

Ich sehe nicht ein, warum nicht Deutsche und Franzosen schließlich noch die besten Freunde sollen werden können.

Am 9. Oktober marschierten wir im Regen nach Milan. Am Abend dieses Tages fand bei Rambervillers ein Gefecht

statt, auf den 10. wurde hier wieder eines erwartet. Wir wurden darum dieser Stadt zugeführt, um in die rechte Flanke eingreifen zu können. Der Feind war aber verschwunden, wir kehrten darum wieder zurück und fanden nachts ½1 Uhr nach beschwerlichem Marsche im Regen und Schnee in la Salle in einer Scheuer ein schlechtes Quartier. Am Abend dieses Tages stand das ganze 14. Armeekorps im Meurthethal zwischen Raon l'Etappe und St. Dié und trat am folgenden Tag, am 11. Oktober, den Marsch nach Epinal an. Unser Weg führte in das Thal der Mortagne. Das Korps marschierte in 4 Kolonnen auf vier verschiedenen Wegen. Das Wetter war rauh und regnerisch, die Wege bis ins Thal schlecht. Bei Bruyers stießen wir um die Mittagszeit auf den Feind. Es wurde da wohl die Hauptmacht des Feindes erwartet, denn die Batterie, die sich bei unserem Regimente befand, wurde rasch herbeigeholt. Als der Regimentsadjutant, Premierlieutenant von Röder, auf seinem Schimmel an unseren Kompagnien vorbeigesaust war mit dem Rufe: „Artillerie vor!" hieß es bei uns „Straße frei!" Wir traten in den Wald neben der Straße bis die Artillerie vorüber war. Es wollte mir so unnötig erscheinen, daß die ganze Straße für die Artillerie frei sein sollte, da wir im Marsche nur die Hälfte der Straße einnahmen. Als aber die Batterie im Galopp an uns vorüberkam, daß der ganze Straßenkörper zitterte, da wußte ich, warum wir ihr die Straße räumen mußten und warum die einzelnen Geschütze so weiten Abstand hielten. Das sieht nicht aus, als ob die 6 Pferde das Geschütz ziehen, sondern das sieht aus, als ob die Kanone ein lebendiges Ungetüm sei, vor dem die Pferde voller Entsetzen davon fliehen. Da darf kein Reiter etwas Ungeschicktes machen und kein Pferd stolpern, denn bei solchem Jagen ist kein Halten möglich. Die Geschütze waren auch kaum an uns vorüber, so krachten auch schon die Schüsse dem Feind entgegen. Die

Franzosen hielten nicht Stand, das Gefecht war bald vorüber, es waren nur die Vorposten gewesen. Unsere Kompagnie bildete die Geschützbedeckung, wir rannten den ganzen Nachmittag hinter unseren Geschützen her, und zum Glück gings auf dem Felde und die Hügel hinan nicht so schneidig wie auf der ebenen Straße. Abends um 5 Uhr kamen wir in Belmont in die Quartiere, nachdem wir morgens um 5 Uhr abmarschiert waren, den ganzen Tag hatte es nichts zu essen gegeben, als was wir unterwegs etwa eroberten und das war nicht viel. Und auch jetzt gabs nichts für uns, erst am andern Morgen kurz vor dem Weitermarsch faßten wir unser Fleisch. In der Nähe brannte ein Dorf, wahrscheinlich waren Häuser zur Strafe für einen meuchlerischen Ueberfall durch Franktireurs angezündet worden.

Der 12. Oktober ging unter Hin- und Hermarschieren hin bis wir auf dem Wege Epinal zu in die Quartiere kamen. Am 13. Oktober erreichten wir diese Stadt.

Epinal ist bei unserem Regiment wegen seiner schlechten Quartiere und seiner schlechten Verpflegung in üblem Angedenken, nur unsere Koporalschaft saß da wie die Vögel im Hanfsamen. Das kam folgendermaßen. Unser Quartierbillet wies uns in ein Haus, über dessen Thüre stand, daß hier junge Mädchen unterrichtet und erzogen werden. Auf unser Klopfen erschien eine ehrwürdige Nonne, die uns feierlich erklärte, es sei dafür gesorgt, daß wir in dem benachbarten Gasthofe unterkämen, es sei alles schon bestellt. Obgleich ich sah, daß die Vorsteherin sich bereit gemacht hatte, eher ihr Leben zu lassen als uns in die ihr anvertrauten Räume, so ließ ich mich nicht so leicht abweisen und bestand auf meinem Scheine. Ueber dem kam unser Hauptmann vorüber und als er von dem Handel hörte, lachte er und sagte: „da dürft ihr nicht hinein, das Nest ist scheint's nicht leer, geht in den

Gasthof und laßt es euch an nichts fehlen, die sollens bezahlen". Diese Weisung befolgten wir nun. Sergeant Walz machte den Küchenzettel und in seiner Gegenwart mußte ich der Wirtin auseinandersetzen, was und wann im Tage wir zu essen wünschen und wie viel Wein jeder nötig habe. Das Kloster erfreute sich sichtlich eines guten Kredits in unserem Gasthofe, denn es fehlte uns in der That an nichts. Wein und Bier wurde hier auch an andere verzapft, aber Speisen nur für die im Gasthof einquartierten Offiziere und uns bereitet. Ausnahmsweise erhielten wir hier an diesem und dem folgenden Tage, einem Ruhetage, Verpflegung in unseren Quartieren. Hier wurde die Löhnung ausbezahlt, aber wie so oft an die einzelnen Kompagnien in Hundertthalerscheinen. Bald kamen die Freiwilligen, denen die Scheine zum Wechseln anvertraut waren, auch in unseren Gasthof. Der Besitzer bezw. seine Frau wechselte ohne Umstände. Da sie aber mit dem Umwandeln in Franks nicht leicht zurecht kam, half ich ihr. Bald vertraute sie mir ihre Kasse an, draußen sagte einer dem andern: „da drinnen ist ein Freiwilliger, der wechselt Hundertthalerscheine", so kam denn auch einer nach dem andern mit großen und kleinen Scheinen und ich gab ihnen dafür Gold und Silber. Mit einem Vertrauen, das erstaunlich war, ließ mich die Frau mit ihrem Gelde wirtschaften und ohne Sorge sah sie zu, wie ich all ihr Gold dahin gab und ihr schließlich einige große Scheine überreichte.

Als ich die improvisierte Bank geschlossen hatte, fand ich auf der Straße einen Bekannten von Mosbach her, einen Polytechniker Namens Roth. Er klagte über die jämmerliche Verpflegung, ich führte ihn herein an unser: Tischlein deck dich. Ich brauchte nur zu sagen, mein Freund hat großen Hunger, da waren auch bald Kotelettes und geröstete Kartoffeln und Wein für uns parat, und als Roth bezahlen wollte,

hieß es: „oh, ça ne coute rien!“ *) Das ging alles auf Rechnung des Klosters.

Als wir am andern Morgen, am 15. Oktober, zum Abmarsch bereit im Hausgange standen, winkte mirs aus der Speisekammer hinter der Küche und als ich sie wieder verließ, war meine Brottasche mit Wurst und Schinken und Butterbrot und Wein gespickt, so daß ich auf diesem Marsche eine sehr gesuchte Person war.

In dieser Zeit übernahm Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Wilhelm die Führung unserer Brigade, unser Regiment führte Oberst von Wechmar.

Unser Weg ging nach Süden, den Feind zu fassen, der seit dem Gefecht bei Etival am 6. Oktober nicht mehr zum Stehen hatte gebracht werden können. Quartiere bezogen wir am 15. Oktober in Rue Menile, am 16. in La Chapelle, am 17. in Briancourt, am 18. in Favernay, am 19. in Glan, südlich von Vesoul. Am 20. hatten wir hier Ruhetag. Vom Feind war nichts zu sehen, derselbe stand hinter dem Ognon, nördlich von Besançon. In dieser Richtung schoben sich unsere Bataillone vor, am 21. Oktober marschierten wir nach Bucey-les-Gy, am 22. besetzte unser Bataillon die Ognon-Brücke bei Marnay, die wir am 23. besetzt hielten, an welchem Tage andere Teile unseres Korps am Ognon den Feind trafen und heftige Gefechte, teilweise in der Nacht, zu bestehen hatten. Wir ließen den Feind hier stehen, wohl weil eine Belagerung Besançons nicht im Plane lag und der Feind unter den Mauern dieser Festung nicht energisch geschlagen, auf keinen Fall verfolgt werden konnte. Am 24. wendeten wir uns nordwestlich Gray zu, Quartiere erhielten wir in Crecancey. Am 25. hatten wir hier Ruhetag: das Quartier war schlecht in einer Scheuer, die Ruhe that uns

*) „Oh, das kostet nichts.“

doch wohl. Wir trafen hier verschiedene Bekannte anderer Kompagnien und verabredeten, uns abends in einem unserer Quartiere zu treffen: die einen übernahmen's für einen Braten, die andern für Kartoffeln, die andern für Wein zu sorgen. Wir erstanden uns von einem Schneider einen Hahnen: auf originelle Weise kam Robert Sinner zu einem Schweinebraten. Für eine andere Kompagnie wurde von einem französischen Metzger auf der Straße ein Schwein geschlachtet, die Soldaten standen mit ihren Tellern um ihn herum zum Fassen bereit. Robert Sinner mischte sich unter sie: da er gewandt französisch sprach, hielt der Metzger ihn für einen Offizier und schnitt ihm auf sein Verlangen einen prächtigen Braten zurecht. Erst als Sinner mit seinem Braten unter dem Arm Kehrt machte, merkten die Soldaten, um was es sich handle. Wohl murrten sie: „was geht denn den Freiwilligen unser Schwein an, nehmt ihm das Fleisch wieder ab", aber bis sie sich recht besonnen hatten, war Sinner verschwunden. Wer den Koch machte, weiß ich nicht, aber das Souper war vortrefflich.

Ueberhaupt, wer etwa meinte, wir hätten bei den täglichen Strapazen und Gefahren ein trostloses Leben geführt, der würde sich sehr täuschen. Uns war so wohl wie den Fischen im Wasser. Das bei aller Strenge des Dienstes doch ungebundene Leben hatte für uns einen großen Reiz und es ist mir seit jener Zeit nicht mehr ganz unverständlich, warum die Zigeuner nicht von ihrem Wanderleben lassen wollen.

Am 26. Oktober marschierten wir nach Mantoche bei Gray, stundenlang durch einen orkanartigen Sturm und heftigen Regen belästigt. Der folgende Tag brachte unserem Bataillon ein bedeutendes Gefecht bei Talmay und Essertenne mit Mobilgarden, von denen einige Hundert zu Gefangenen gemacht wurden. Unsere Kompagnie hatte wieder Geschützbedeckung zu bilden, so daß wir an dem Gefecht nur geringen

Anteil hatten. Das Terrain, auf welchem wir uns befanden, war an verschiedenen Stellen durch große Verhaue und tiefe Schützengräben trefflich zur Verteidigung hergerichtet. Diese Hindernisse waren aber entweder verlassen oder nur schwach verteidigt. In Talmay fand ein Kind, das über die Straße lief, den Tod durch eine verirrte Kugel und ebenso ein alter Mann, dem der volle Schuß in die Brust ging aus einem den Einwohnern abgenommenen Gewehre, als dasselbe aus der Mairie zu den andern derartigen Gewehren auf die Straße geworfen wurde.

Vor dem Dorfe war das von den Franzosen in Eile verlassene Zeltlager. Wir durchstöberten die Zelte und durchsuchten die Tornister. In denen der Offiziere fand sich allerlei Tand vor, der von wenig ernstem Geiste zeugte. Die Bonbons, die reichlich vorhanden waren, ließen wir uns zur Abwechslung munden, die Beutelchen, in denen sie ihre Schwämmchen aufbewahrten, gaben Tabaksbeutel, das andere war für uns nicht zu brauchen.

V. Dijon.

Am 28. erreichten wir Mirebeau, wo wir am folgenden Tage Ruhe hatten. Hier vernahmen wir die Siegeskunde von der Kapitulation von Metz. In Verbindung mit der Uebergabe dieser Festung stand eine Aenderung der unserem Korps zugewiesenen Aufgabe. Ein Teil der Truppen, die Metz belagert hatten, wendete sich nach Süden, der Loire zu, den französischen Truppen entgegen, die zum Entsatze von Paris heranrückten. Unserem Korps fiel die Aufgabe zu, die linke Flanke der Loire-Armee zu decken und zu diesem Zwecke die Linie Dijon-Vesoul zu halten. Reiterpatrouillen meldeten, daß Dijon nur schwach besetzt sei, so wurde denn die Besitznahme von Dijon beschlossen; 4 Regimenter mit 6 Batterien erhielten diese Aufgabe. Das erste Bataillon unseres Regiments bildete die Avantgarde, die andern Kompagnien unseres Regiments marschierten an der Spitze des Gros. Während der Nacht war in Dijon der Widerstand organisiert worden, die in der Nähe stehenden Truppen waren in die Stadt geworfen, die Stadt zur Verteidigung hergerichtet worden, so daß wir wider Erwarten die Stadt von starken feindlichen Kräften 8—10 000 Mann besetzt fanden. Eine halbe Stunde vor Dijon hebt sich die Straße. Auf der Höhe des Hügels, hinter dem die Stadt sich ausbreitet, liegt rechts der Straße das Dorf Saint Apollinaire, links der Straße der Parc de Monmusard, ein geräumiges Landgut, das rings von einer

starken hohen Mauer eingefaßt ist. Hier standen die feindlichen Vorposten, die von unserem ersten Bataillon zurückgeworfen wurden. Im Laufschritt wurde unsere Kompagnie nachgezogen. Links der Straße hinter der Mauer des Parc de Monmusard sammelten wir uns zu kurzem Halt. Links von dieser Mauer war das erste Bataillon in heftigen Kampf verwickelt und drang von da in die Stadt ein. Ein Zug unserer Kompagnie griff hier mit ein. Die beiden anderen Züge unserer Kompagnie wurden nach rechts wieder auf die Straße geführt und auf derselben marschierten wir, links von uns die Mauer des Parks, langsam der Stadt zu. Unsere Aufgabe war, hier zunächst geschlossen zu bleiben, um mit anderen Kompagnien, die in der Nähe standen, für alle Fälle verfügbar zu sein. Nur noch wenige Schritte und vor unsern Blicken lag die Hauptstadt Burgunds. Der Blick, den die Stadt uns bot, war ein prachtvoller. Noch heute steht das Bild deutlich vor meinem Auge, die Stadt mit ihren vielen Türmen, dahinter wieder Höhen und Dörfer, über dem Ganzen heller Sonnenschein. Ich marschierte auf der rechten Seite, konnte also ungehindert meinen Blick über das herrliche Bild schweifen lassen. Wohl pfiffen fortwährend Kugeln über uns weg, aber zu unserer linken Seite war ja die hohe Mauer und dort drüben war das Gefecht entbrannt. Ich war der Meinung, die Kugeln, die wir hörten, kämen von links über die Mauer weg, und wir seien hier sicher. Mit einem Male stürzte der 2. Mann vor mir, Vogt von Neudenau, wie vom Blitz getroffen zu Boden. Sinner, der hinter ihm ging, war auf die Seite geprallt, so daß der Verwundete gerade vor meinen Füßen lag. Als ich über ihn hinwegsprang, streckte er noch einmal Arme und Füße und lag dann still. Er war vorn auf die Stirn getroffen. Er kam mit dem Leben davon nach langer Krankheit. Es ist doch etwas Gutes um einen harten Schädel. Nun erst sah ich, wie es aus

allen Dachlucken und Fenstern vor uns aufflammte. Die Kugeln, die über uns wegzischten, kamen nicht von links, sondern von der freien Seite: die Mauer bot uns keinen Schutz und die geschlossen marschierende Truppe bot dem Feind ein breites Ziel. Das Feuer zu erwiedern hatte nicht viel Zweck, die Entfernung war für unser Gewehr zu groß und der Feind stand völlig gedeckt. Es dauerte nicht lange, da schlugen die Kugeln in unsere Reihen. Wir hatten den Punkt, wo wir bleiben sollten, erreicht und fanden im Straßengraben eine ungenügende Deckung. Hier fiel unser Feldwebel Becker, von einer Kugel ins Herz getroffen, neben ihm auch zum Tod getroffen sein Diener. Hier erhielt Teubner eine Kugel in den Knöchel, die ihm den Fuß und beinahe das Leben gekostet hat. Neben mir lag Weiß von Egringen. Der schrie mit einem Male auf: „meine Hand, ich bin durch die Hand geschossen!" Hüben und drüben hingen an seiner Hand die blutigen Fetzen, mitten durch die Hand war die Kugel gegangen. Da fiel uns ein, daß wir in unsern Tornistern Verbandzeug hatten, es nestelte also einer aus des andern Tornister das Verbandzeug heraus und wir machten uns mit unseren ungeschickten Händen daran, die blutende Hand zu verbinden, da schrie der Verletzte von neuem auf: „ich bin in den Rücken geschossen!" Da schien uns die Wunde in der Hand nicht mehr des Verbindens wert und wir suchten den Verwundeten wenigstens sicher zu legen. Wir waren froh, als es hieß: „auf, wir gehen bis an die ersten Häuser!" An den ersten Häusern setzten wir uns fest, wir hatten hier einen gesicherteren Stand. Zur Verwendung im Gefecht kamen unsere zwei Züge nicht mehr.

Der 3. Zug unserer Kompagnie hatte im Verein mit der 8., 9. und 12. Kompagnie unseres Regiments auf dem linken Flügel einen harten Stand gehabt und war weit in die Stadt vorgedrungen.

Hier erhielt Lieutenant Bissinger eine schwere Wunde am Kopf, die Kugel hatte ihm ein Stück der Hirnschale losgeschlagen, ebenso schwer verwundet wurde hier Sergeant Lauer, Unteroffizier Bury erhielt hier einen Prellschuß vorn an den Kopf, im Greif am Helm hatte sich die Kugel gefangen, Unteroffizier Grether blieb hier tot und mit ihm fünf Grenadiere unserer Kompagnie, Stürmer von Karlsruhe wurde hier schwer verwundet.

Als die Dunkelheit eingetreten war und es unmöglich schien, den Kampf fortzusetzen, wurde der Befehl gegeben, daß das Regiment den Kampf in der Stadt aufgebe. In vollster Ordnung lösten sich die Kompagnien aus dem erbitterten Straßenkampfe, indem sie die Verwundeten mit zurücknahmen. Auf den Höhen vor der Stadt hatten 3 Batterien Aufstellung genommen und warfen Brandgranaten in die Stadt und bald loderten die Flammen an verschiedenen Punkten hoch empor. Ein schauerlich schöner Anblick war es, zu sehen, wie jede neue Granate, in den Brand geworfen, die Flammen neu anfachte. Unsere 2 Züge, die während des ganzen Gefechtes geschlossen zusammengehalten und aufgespart worden waren, waren darum die letzten, die zurückmarschierten, um Quartiere zu suchen. Die rückwärts liegenden Dörfer waren vollgestopft mit Soldaten, so fanden wir nur mit Mühe ein Unterkommen, ich glaube, in Varois. Das Haus, das auch uns noch Raum geben sollte, war gedrängt voll Soldaten. Zu dreien oder vieren uns zusammenhaltend drangen wir auf den Speicher, da waren sie eben daran, Hanf aufzuschütten zum Nachtlager. Das schien uns zu feuergefährlich, wir drängten uns wieder hinunter in den Keller, da waren andere daran, die Weinfässer und Fleischständer zu leeren, wir eroberten uns auch etwas und füllten unsere Flaschen. Unser Nachtlager schlugen wir im Hofe auf unter einem offenen Schuppen. Die Nacht war kalt, gegen Morgen faßten wir Fleisch und

kochten es an mächtigen Feuern, die wir auf der Straße anzündeten.

In aller Frühe traten wir am 31. Oktober wieder an. Wir erwarteten einen heißen blutigen Tag, denn heute mußte Dijon unser sein. Am Tage zuvor hatte unser Regiment 181 Mann verloren, wir mußten auf neue Verluste uns gefaßt machen. Ueber Nacht aber hatte die Lage sich völlig verändert. Die Bevölkerung Dijons hatte von dem Gefecht und der Beschießung am Abend zuvor genug. Auf das Drängen der Einwohner verließen die französischen Bataillone in der Nacht die Stadt und uns brachte der Morgen die Kunde, daß die Stadt kapituliert habe. Nach der kalten schlaflosen Nacht war keiner damit unzufrieden, daß wir in die Stadt einziehen konnten ohne Sturm. In Saint Apollinaire warteten wir bis die Verhandlungen wegen Uebergabe der Stadt abgeschlossen waren. Während dieser Stunden war uns ein Schlößchen in dieser Vorstadt zum Aufenthalt angewiesen. Auf dem Platze davor begruben wir unseren Feldwebel Becker. Unser Kompagnieführer sprach an seinem Grabe zu uns solda tische Worte zur Ehre des tapferen Feldwebels.

Das Schlößchen war von seinen Besitzern verlassen, nur ein Verwalter war da. Wir machten es uns in den schön möblierten Räumen bequem. Solche Pracht hatten viele unserer Soldaten noch nicht gesehen und mit kindlichem Behagen setzten sie sich in die gestickten Sessel und stellten ihre Füße auf die prächtigen Teppiche und Fußschemel. Die Zeit wurde uns nicht lange, im Keller war Wein in Fülle, von dem holten wir uns so viel uns behagte. An Spaßmachern fehlt es unter den Soldaten nie, so machte sich der eine über die Briefe, die sich vorfanden und gab eine Schilderung der Glieder der Familie, in deren Haus wir als ungebetene Gäste waren, zum besten; ein anderer leerte die Photographie Albums und teilte Photographieen aus. Ich steckte 2 davon in einen Brief

umschlag, so hatte ich also die Adresse und konnte nach ein paar Jahren die Bilder wieder dem rechtmäßigen Besitzer zusenden und kann nun denken, daß bei dem Zeigen dieser Bilder erzählt wird: „im Jahre 1870 als die Barbaren unser Haus plünderten, haben sie auch unsere Bilder mitgenommen, diese 2 hat einer wieder zurückgeschickt."

Zwei andere fanden eine Drehorgel und erschienen nun mit derselben, der eine in einem grün seidenen Damenkleide, der andere in einem sammtenen Kostüme als Bänkelsänger. Verdorben haben wir nichts, verdorben haben wir überhaupt nie etwas mutwillig. Von anderen, die später in dies Schlößchen kamen, hörte ich, es sei bös darinnen gewirtschaftet gewesen. Die Klagen der Franzosen, daß ihre Häuser teilweise schändlich zugerichtet und ausgeplündert worden seien, ist vielfach begründet, das haben aber nicht die Soldaten gethan, sondern die Marketender und Fuhrleute und gewiß noch öfter französisches Gesindel.

Gegen 1 Uhr marschierten wir ein. Dicht gedrängt stand die Menge rechts und links der Straße, gaffend und lachend. Die Bewohner der Dörfer und kleinen Städte, durch die wir bisher gekommen waren, hatten fast überall den Eindruck freundlicher und ruhiger Leute gemacht: ich kann aber nicht sagen, wie unwürdig und widerwärtig die Haltung des hohen und niederen Pöbels dieser Stadt war.

Wir erhielten Quartier im nördlichen Teil der Stadt in einem großen Hause bei einem Arbeiter oder Aufseher in einer Maschinenwerkstätte. Das erste war, daß die Kompagnien durch ihre Offiziere gewarnt wurden vor den Gefahren, die diese Stadt bot. Lange Zeit durften wir nur truppweise und mit dem Gewehr bewaffnet ausgehen. Wir hatten hier vom 1. bis 12. November Ruhe.

Am Tage nach dem Einzug wurden die Gefallenen begraben. Wir suchten mit Unteroffizier E. Salzer von Karls-

ruhe einzelne unserer gefallenen Kameraden. In einer großen Halle wurden die Toten zunächst gesammelt, um identifiziert und dann begraben zu werden. Infolge eines Mißverständnisses hatten nämlich die Krankenträger den Gefallenen die Marken (jeder Soldat hat eine Nummer, die er auf einem Blechstück an einer Schnur um den Hals trägt) abgenommen und nun mußten mit Mühe die Namen der Toten festgestellt werden. Ich hatte mich, als wir der Totenhalle zugingen, wohl darauf gefaßt gemacht, so viele Tote beisammen sehen zu können, als ich aber in die Halle trat und rechts und links von dem schmalen Gange die Reihen der Toten sah, da konnte ich nicht mehr atmen. Der Gedanke, wie viel Liebe, wie viel Schmerz, wie viel Thränen, wie viel Lebensfreude und Todesbangigkeit ein einziges Menschenleben bedeutet, schnürte mir beim Anblick solch einer Todesernte die Brust zusammen. Ich mußte mich erst einige Sekunden sammeln, ehe ich den Anblick ertragen konnte. Der Mensch gewöhnt sich schnell auch an Entsetzliches. Wir konnten dem Arzt, der hier beschäftigt war, die Namen einiger Gefallener angeben. Auf Leiterwagen geladen, wurden die Toten auf den Kirchhof geführt, von den Wägen einzeln heruntergehoben, in die langen Gräber einer neben den andern zurechtgelegt, mitsamt der Uniform und mit allem, was sie etwa bei sich trugen, und so etwa 50 in einem Grab, Deutsche und Franzosen durch einander begraben. Still und ernst standen unsere Soldaten dabei, durch das Herz eines jeden zog wohl der Gedanke: jeder dieser Männer, die in der Jugend und in der Kraft dahingerafft wurden, hat daheim einen Vater, eine Mutter, Brüder, Schwestern, so mancher ein Weib und Kinder. Wie viel Leid hängt an diesem Grabe! wird man dich auch in solch ein Grab legen? Durch das Herz der meisten zog gewiß auch das Gelübde: ich will mein Gewissen mir rein bewahren, es ist ja nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode.

Es lebt wohl im Herzen eines jeden deutschen Mannes, vielleicht im Herzen eines jeden Mannes ein Stück Kampeslust. Wenn ihm auch der Friede und die Ruhe lieber ist, so scheint es ihm doch etwas Großes, für eine gute Sache in den Kampf zu ziehen, auch ich fühle in dieser Hinsicht heute noch wie vor 20 Jahren. Aber wenn ich höre, wie andere leichthin sagen: „es giebt doch wieder Krieg mit den Franzosen, darum ist es besser, wir warten nicht, bis die Franzosen ganz gerüstet sind, sondern schlagen jetzt los, da wir denselben uns noch überlegen wissen", dann denke ich: „hättet ihr gesehen wie am 1. November und wieder am 20. Dezember in Dijon die Toten begraben wurden, hättet ihr das Schlachtfeld von Chenebier und Frahier nach der Schlacht bei Belfort gesehen, ihr würdet nicht mehr sagen, es ist besser jetzt Krieg als später." Gebe Gott, daß wir Deutsche nie anders als mit gutem Gewissen in den Krieg ziehen. Mit gutem Gewissen werden wir aber nur dann in den Krieg ziehen, wenn wir alle nicht das Geringste gethan haben, was zum Krieg führt, wenn wir auch nicht leichthin über den Krieg geredet haben und wenn aus Herzensgrund das Gebet kommt das unsere Gemeinden allsonntäglich im Gottesdienste beten: bewahre uns vor Krieg und Blutvergießen.

Noch eine Bemerkung möchte ich hier machen. Schon hier und mehr noch später, je mehr wir Gefallene zu sehen bekamen, setzte sich in mir der Gedanke fest: „wenn es sein muß, dann wünsche ich mir eine Kugel durch die Brust, nur nicht durch den Kopf." Ueber dem Angesicht der durch die Brust Geschossenen lag meist Friede, während auf dem Angesicht der durch den Kopf Geschossenen meist Entsetzen geschrieben stand. Bei jedem wohl, der zum Tode getroffen ist, ist das Erste furchtbares Entsetzen. Da, wo der Tod beim Schuß durch den Kopf augenblicklich eintritt, behält das Angesicht den Ausdruck des Schmerzes und Entsetzens.

Dem durch die Brust Geschossenen bleibt Zeit, auch wenn der Tod nach wenigen Minuten kommt, sich hindurch zu ringen zur Ergebung in Gottes Willen.

Den Unteroffizier Grether unserer Kompagnie legten wir in einem Sarg in ein besonderes Grab und steckten auf dasselbe ein schlichtes Kreuz und kauften daran einen Kranz.

Ueber den Gräbern sprach ein Feldgeistlicher ein Gebet. Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen mit Frohlocken.

Mit unseren Hausleuten standen wir bald auf gutem Fuß. Sie hatten 2 Stuben, in der vorderen, kleineren wohnten sie, die hintere größere war unser. Wir kochten und aßen gemeinsam und rauchten mit einander. Wenn wir im Kreise saßen jeder mit einer kurzen französischen Pfeife, uns erzählten und sangen, setzte sich unser Hauswirt in unsern Kreis, als ob er dazu gehöre und rauchte kalt bis wirs bemerkten und seine Pfeife ihm stopften. Der Tabak war rar geworden, zu kaufen gab es keinen, was in Dijon vorhanden war, war requiriert worden und wurde unter die Soldaten verteilt. Später gab es auch für uns keinen mehr und da war es dann unser Hauswirt, der dann und wann von einem guten Freund einige Päckchen Tabak oder Cigarren, die bei der Requisition bei Seite geschafft worden waren, erhielt und nun auch mit uns redlich teilte. Er unterhielt sich gern und setzte mir wiederholt seine religiöse und politische Ansicht auseinander. Er war, so gutmütig er an sich war, doch mit allem unzufrieden. Napoleon war in seinen Augen natürlich ein Verräter, sich selber nannte er einen Thoren, daß er beim Plebiscit auch mit ja gestimmt habe.

Gleich am ersten Tage legten wir uns ein Fäßchen Wein ein. In dem Nebengebäude unseres Hauses war ein großes Weinlager. Als wir vor der geschlossenen Thüre standen und bedauerten, daß sie geschlossen sei, kam der Besitzer und frug uns, ob wir ein Fäßchen Wein wollten. Wir bejahten freudig. Er schloß die Thüre auf und zeigte uns seine Fässer und

ließ uns völlig freie Wahl. Wir waren bescheiden genug, uns ein kleines Fäßchen auszuwählen und waren über solche Freundlichkeit sehr erfreut. Vom Bezahlen war nicht die Rede. Am andern Tag erschien er wieder und behauptete, das Fäßchen koste so und so viele Franken. Wir erwiederten ihm: „Lieber Mann, das hättet Ihr gestern sagen sollen. Das ist nicht höflich, uns gestern ein Fäßchen Wein zu schenken und heute das Geld dafür zu fordern.“ Das machte auf ihn aber keinen Eindruck, er beklagte sich auf der Kommandantur und von dort schickten sie einen Feldgendarmen. Der ließ sich den Fall genau erzählen, machte sich verschiedene Notizen und damit war die Sache erledigt.

In diesen Ruhetagen hatten wir Muße, die Stadt und ihre Bewohner kennen zu lernen. Die Stadt, ehemals die Hauptstadt Burgunds, ist reich an schönen Gebäuden und breiten Straßen. Sie zählt ungefähr 50,000 Einwohner. Die eigentliche Bürgerschaft war höflich und freundlich, das viele Gesindel aber, das sich umhertrieb, zeigte eine feindselige Haltung. Fast ein Vierteljahr war Dijon unser Standquartier, von hier aus unternahmen wir unsere Streifzüge und Vorstöße, hier in Dijon hatten wir unsern sichern Stützpunkt, hier brachten wir meist unsere Ruhetage zu. Wir lernten darum auch die Stadt und ihre Umgebung gründlich kennen, schlossen mit unsern Hausleuten gute Freundschaft und betrachteten Dijon als eine Art Heimat. Auch die Einwohnerschaft betrachtete schließlich die Regimenter, die immer wieder kamen, als ihre Soldaten und nahm Anteil an deren Ergehen. Sie freuten sich natürlich über jeden Plan, von dem sie hörten, uns alle mit einem Male in eine Falle zu locken und zu verderben, und mehr als einmal kündeten sie uns bei unserm Abmarsche an, dieses Mal kommt keiner mehr wieder: aber wenn wir dann doch wieder kamen, zählten sie immer ab, ob auch keiner fehle, und so oft einer fehlte, frugen

sie, wo er geblieben und wie es ihm ergangen, und klagten über ihn wie über einen der ihren. Und wenn einer mit einer leichten Wunde wiederkam, so halfen sie ihn verbinden und pflegen, so gut sie es wußten. Der Franzose kann eben schließlich die ihm angeborene Höflichkeit und Liebenswürdigkeit nicht verleugnen. Ganz unverkennbar war auch, daß ihnen unsere strenge Ordnung imponierte. Bald wußten sie, wenn die deutschen Soldaten da sind, geschieht niemanden ein Leid und es wird nichts gestohlen. Sie machten kein Hehl daraus, daß sie ihren Soldaten gegenüber solches Vertrauen nicht hätten, nicht haben könnten, und daß sie uns lieber in ihren Häusern hatten als ihre eigenen Leute. Die Einwohner Dijons hatten auch Gelegenheit, solche Vergleiche anzustellen, denn so oft wir Dijon räumten, und das geschah zweimal, zogen sofort die französischen Truppen ein, bis wir sie wieder hinausdrängten, so daß diese Stadt vom 30. Oktober an bis zum Schlusse des Kriegs nie von Militär frei war.

Ludwig Weis von Distelhausen war kurz vor Ausbruch des Krieges längere Zeit in Dijon gewesen, um hier die französische Sprache zu lernen. Ihm war daher die Stadt und viele Personen derselben wohlbekannt. In seiner Gesellschaft war ich auch bald in Dijon heimisch.

Drei Dinge von Dijon sind berühmt: pain d'épice de Dijon, moutarde de Dijon und cassis de Dijon. Cassis ist Maulbeersaft, ein starkes liquerartiges Getränke, das wie Absint mit Wasser vermischt getrunken wird. Dem Absint, dem Lieblingsgetränke der französischen Offiziere, konnten wir keinen Geschmack abgewinnen, cassis aber tranken wir gerne und aßen pain d'épice, Lebkuchen, dazu. Auch der scharfe Senf von Dijon imponierte uns.

Rings um Dijon wächst der gute Burgunderwein. Welch eine Wohlthat war uns dieser Wein! wir hätten ohne diesen Wein kaum die Strapazen des Feldzugs so gut überstanden,

der Wein riß uns immer wieder heraus. Wir sparten auch nicht daran, es war auch nicht nötig, denn alle Fässer waren voll, als wir kamen. Der Mühe des Abfüllens waren die Franzosen im Frühjahre allerdings überhoben. In Dijon gabs auch gutes Bier in Flaschen und die Bierbrauereien machten gute Geschäfte.

Am 12. November räumten wir Dijon wieder, um einen Vorstoß gegen Dôle zu machen: wir marschierten an diesem Tage über Etevaux nach Les Grand Moulins von ½8 Uhr morgens bis ½9 Uhr abends, am 13. wieder über Etevaux nach Varanges, am 14. nach Thorey. Der Vorstoß gegen Dôle hatte den Feind nicht mehr getroffen und wir wendeten uns wieder Dijon zu.

Wie es bei dem Marschieren und in den Quartieren zuging, darüber sei hier etwas bemerkt. In der Nacht kamen an die einzelnen Kompagnien die genauen Befehle, wann am Morgen aufzubrechen sei und wo die Kompagnie sich einzustellen habe. Verwirrung gab es dabei nie, nur selten mußte auf dem Sammelplatze gewartet werden. Die Anordnungen waren stets so genau getroffen und wir hatten allmählich solche Uebung, daß die Kompagnien und Bataillone von ihren verschiedenen Nachtquartieren aus so pünktlich eintrafen, daß ohne Aufenthalt weiter marschiert werden konnte. Vor dem Abmarsch kochten wir uns immer Kaffee. Der Kaffee ging uns nie aus und das war gut. Wenn wir einmal nicht zum Kaffee kamen, das war immer bitter. Die Kaffeemühle, die jede Korporalschaft mitführt, taugte bald nichts mehr. Wenn die Franzosen keine Mühle hatten, zermalmten wir die Bohnen auf einem Tische mit einer Flasche, die als Walze benützt wurde. Milch gabs selten, wenn es möglich war, solche zu bekommen, war uns kein Preis zu hoch. Wenn es zu dem braunen Tranke noch Brot gab, war alles gut, aber nicht immer gabs Brot.

Nach 3 bis 4 Stunden Marschierens wird Halt gemacht und so in 2 oder 3 Abschnitten bis ans Ziel marschiert, das Einquartieren war sehr einfach, jede Korporalschaft, 15 bis 20 Mann, erhielt ein Haus. Da gabs nun gute und schlechte Quartiere, doch waren wir leicht zufrieden zu stellen. In meiner Korporalschaft fiel mir meist die Aufgabe zu, mit dem Unteroffizier und dem Hausherrn das Haus abzuteilen. Meist war das bald geschehen. Die französischen Bauern wohnen im ganzen schlechter als die unsern, so war bald abgeteilt: „die eine Stube ist euch, die andere uns." Die Franzosen waren anfangs wohl erstaunt und machten böse Gesichter, wenn wir uns als die Herren geberdeten und über ihre Häuser verfügten, aber bald waren sie zufrieden, denn sie wußten, daß in dem Gemach, das ihnen zugewiesen war, niemand sie behellige. Dann gings mit dem Bauern in den Keller und auch da verständigte man sich bald über das, was unser war an Wein und Kartoffeln. Die Regel war, daß wir den Wein bezahlten. Während dem hatten die andern Stroh herbeigeschleppt, dann wurde Fleisch gefaßt und gekocht. Der Soldat hält im Tage nur eine Mahlzeit, da schmeckts ihm dann aber auch, und es ist ihm zu wünschen, daß diese eine Mahlzeit ihm nicht fehle. Sie hat manchesmal gefehlt, oder die Zeit hat gefehlt zum Kochen, oder es wurde Morgen, bis sie bereit war. Der Soldat nimmts aber da nicht so genau mit der Zeit, er schläft auch einstweilen einige Stunden und ißt um Mitternacht oder wann es kommt, wenns nur kommt. Manchesmal kams aber nicht, dann hieß es: helf was helfen mag und die Hühner und Hämmel der Leute mußten herhalten. Am schlimmsten ging es den Leuten, wenn sie Brot und Wein und Kartoffeln versteckt hatten und nun hoch und heilig beteuerten, sie hätten nichts. Was wir dann doch fanden, war gute Beute.

Mit dem Nachtlager sah es auch oft schlimm aus. War ein Bett da, so gehörte das dem Unteroffizier und mir, einen frischen Ueberzug beanspruchten wir nicht, so difficil darf man im Feld nicht sein. Sehr häufig wollten die Franzosen ihre Betten aber selber behalten, es legte sich zu dem Zweck ein Familienglied hinein und behauptete, es sei krank. Sehr behaglich mochte es dem Betreffenden nicht sein, wenn dann die ganze Schar der Soldaten um das Bett neugierig herumstand und einer behauptete, er sei ein Doktor und frug: „wo thuts Euch denn weh?“ Nach was man auch examinieren mochte, es that ihnen überall weh, auf nachdrückliches Zureden und Appell an ihre Höflichkeit, standen sie schließlich aber doch auf und es that ihnen nichts mehr weh. Drollig wars, wenn die Leute nur eine Stube hatten, oder wenn wir so zahlreich waren, daß wir alle Räume füllten. Die Franzosen saßen dann die Nacht durch am Kaminfeuer. Wenn das nun aber eine Nacht nach der andern so ging, so zwang sie die Not, eben auch zu schlafen und so kampierten dann manchesmal Mann und Frau, erwachsene Mädchen und Kinder und 20 Soldaten friedlich in einem Raum. Auch dann waren die Franzosen ohne Furcht, sie wußten, daß niemanden ein Leid geschieht und komisch war es, wenn am Morgen der Unteroffizier und ich aus dem einen Bett heraus den französischen Insassen des andern Bettes freundlich zunickten: „Guten Morgen, habt ihr gut geschlafen?“ Sie schnitten dann immer sauerüße Gesichter. 2 Bund Stroh waren mir meist lieber als Anteil an einem Bett, 2 Bund Stroh reichen mit dem Mantel zu einem vortrefflichen Lager, aber es will gelernt sein, das Stroh richtig zu schichten: auch ein Bund Stroh genügt, wenn es nicht sehr kalt ist, aber auf nur einer Handvoll Stroh oder gerade auf dem Stubenboden schläft auch der Soldat schlecht, wie vielfache Erfahrung uns lehrte.

Wenn wir konnten, zogen wir zum Schlafen die Stiefel und den Rock aus, dann ists dem Soldaten schon bequem. Nicht immer gabs diese Bequemlichkeit, oft mußten wir die Stiefel anbehalten, weil sie der Nässe wegen nicht vom Fuß gingen, oder weil wir für jede Minute bereit sein mußten. Wiederholt war dies 6 bis 8 Tage lang so. Der Mantel ist in kalten Nächten auch nur bei ganz geschickter Benutzung als Decke genügend. Ich habe mir immer mit besonderer Sorgfalt mit dem einen Zipfel des Mantels die Füße eingewickelt, dann reichte der andere Zipfel gerade über den Mund bis an die Nase und nun galt es, mit der Nase einzuatmen und mit dem Mund die warme Luft unter die Decke auszuatmen, um sich zu erwärmen. Wir haben späterhin manche bitter kalte Nacht gehabt.

Besondere Sorgfalt beanspruchte meine Brille während der Nacht. Ich schlief oft mit derselben, lieber aber legte ich sie ab. Ein Futteral hatte ich nicht. Wenn wir die Stiefel ausziehen konnten, war sie in einem Stiefel gut aufgehoben, andernfalls suchte ich ihr sonst ein sicheres Plätzchen. Einmal war sie des Morgens verschwunden. Nach langem Suchen fand ich sie in der Wiege. Der Säuling lag darauf. Es that ihr aber nichts.

Eine große Wohlthat waren uns die französischen Holzschuhe und Zipfelkappen. Wenn wir abgelegt hatten, war oft meine Frage an den Bauer: „monsieur, habt Ihr keine andern sabots als die, die Ihr anhabt, dann könnt Ihr sie mir ein wenig leihen, Ihr könnt Euch ja so lange hinter den Ofen setzen:“ und wenn wir uns schlafen legten: „monsieur, habt Ihr keine Zipfelkappe für mich?“ In den Holzschuhen ruhten die Füße gut aus und in den Zipfelkappen schlief sichs so warm. Allmählich war das ganze Regiment mit weißen Zipfelkappen versehen. Wir trugen sie an kalten Tagen beim Marsch unter dem Helm, über die Ohren in

den Nacken hinunter gezogen, was späterhin untersagt wurde, weil das ganze Regiment dadurch halb taub war.

Große Sorgfalt wurde dem Sicherheitsdienste zugewendet. Nicht nur an den Dorfausgängen und vor den Dörfern, in denen wir lagen, standen Doppelposten: vor jedem Hause, in dem Soldaten waren, stand während der ganzen Nacht ein Posten. Außer den regelmäßigen Wachen, die alle paar Tage an die einzelnen Korporalschaften kamen, hatte also jede Korporalschaft jede Nacht vor ihr Haus einen Posten zu stellen. Dabei wurde alle Stunden abgelöst. So hatte der gemeine Soldat selten eine Nacht, in der er nicht wenigstens eine Stunde Posten zu stehen hatte. Die Ablösung dieser Posten ging aber viel einfacher, als man sichs wohl denkt. Da war nicht nötig, daß man seinen Nachfolger aus dem Schlaf rüttelte, daß die ganze Gesellschaft darüber aufwachte: der Geweckte hat auch nicht erst sich die Augen gerieben und sich besonnen, bis er endlich sich erhob. Der Abzulösende kam herein und rief den Namen dessen, der nun an die Reihe kam. Niemand hat den Ruf gehört als der, der gemeint war. Dieser aber stand auch auf, als ob er nicht fest geschlafen, sondern gerade auf den Ruf gewartet habe und eben noch im festen Schlaf stand er eine Minute darnach auf seinem Postendraußen. Der andere stellte sein Gewehr in die Ecke, legte sich auf den freigewordenen Platz und schlief in der nächsten Minute. Mit dem „Einschlafen" darf der Soldat keine Zeit versäumen. Nervosität giebt es im Felde nicht. Wer „den Schlaf nicht finden" kann, hälts da nicht lange aus.

Wenn man bedenkt, was das heißt, 6 Monatelang nicht ein einziges Mal ordentlich in ein Bette, nicht ein einziges Mal ganz aus den Kleidern kommen, fast jede Nacht wenigstens eine Stunde Posten stehen müssen, manche Nacht gar nicht zur Ruhe kommen, manchen Tag bei den größten Strapazen fast oder ganz ohne Nahrung sein, dann sollte man denken:

dabei muß ein Mensch zugrunde gehen. Es ist aber erstaunlich, was ein gesunder Körper auszuhalten vermag. Wer gesund war, der nahm bei diesem Leben von Tag zu Tag an Kraft und Gesundheit zu. Nur wenn wir einige Tage still lagen, stellte sich bald Unwohlsein, Durchfall, ein. Beim ersten Marsch nach längerer Ruhe mußten die Leute zugsweise austreten. Unter dem Marschieren schwand aber das Uebel bald.

Wenn es uns auch oft bei den anstrengenden Märschen und in geringen Quartieren schlecht erging, so brach doch immer wieder der soldatische Frohsinn und Uebermut durch. In jeder Kompagnie gab es einige Spaßmacher, die jeden Tag etwas neues wußten. Zum Marschieren wurden frohe und ernste Lieder gesungen. Außer der „Wacht am Rhein", „Morgenrot", „Ich hatt' einen Kameraden", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „O Straßburg", noch folgende, die ich hier beifügen will:

Hinaus in die Ferne mit frohem Hörnerklang,
Erhebet die Stimme zum männlichen Gesang,
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohl gefällt.

Wir halten zusammen, wie treue Brüder thun,
Wenn Tod uns umtobet und wenn die Waffen ruhn:
Uns alle treibt ein reiner freier Sinn,
Nach einem Ziele streben wir alle hin.

Der Hauptmann, er lebe, er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm mutig auf blut'ger Siegesbahn.
Er führt uns jetzt zu Kampf und Sieg hinaus,
Er führt uns einst, ihr Brüder, ins Vaterhaus.

Wer wollte wohl zittern vor Tod und vor Gefahr?
Vor Feigheit und Schande erbleichet unsre Schar.
Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

Oder:

Frisch auf, Soldatenblut, und habe frischen Mut
Und laß dich nicht erschüttern, wenn die Karthaunen wittern,
Schlage nur tapfer drein, ich will der Vordre sein.

Die Trommel rühret sich, ihr Klang war fürchterlich:
Man sah fast keinen Boden vor Sterbenden und Toten,
Da liegt ein Fuß, ein Arm, ach daß es Gott erbarm.

Wie mancher wird bestürzt und ganz mit Blut bespritzt:
Er faltet seine Hände und denket an sein Ende.
Schlaf, Jüngling, gute Nacht! dein Tagwerk ist vollbracht.

Wie manche junge Braut, die weinet überlaut:
Den sie so sehr geliebet, ist in der Schlacht geblieben.
Schlaf, Jüngling, gute Nacht! dein Tagwerk ist vollbracht.

Merkwürdig war mirs, wie immer wieder neue Lieder auftauchten, wie folgendes, das allgemeine Heiterkeit hervorrief:

Der Kaiser Napoleon zog nach Rußland hinein
Und russischer Kaiser, das wollt er gleich sein.

Und als er ankommen, des Nachts um halb eins,
Da rief er gleich vivat, kein Mensch hat was g'sagt
Und sie hätten ihn viel lieber zum Teufel gejagt.

Gelt Bonapart, gelt Schnurrbart, das Ding hat sich g'wendt
Und du hast dir an Moskau die Nase verbrennt.

Die Nase verbrennt und verfroren die Zehn,
Gelt Bonapart, gelt Schnurrbart, kannst gleich wieder gehn.

Da ist er gefahren auf der extraen Post,
Auf der Bauern ihren Schlitten, wo's ihn hat nicht viel kost.

Da hat er verloren viel Geld und viel Gut,
An den Stiefeln die Sporen, die Borden am Hut.

Man sah es den Franzosen an, wie es ihnen übel zu Mut wurde, wenn wir bei Schnee und Regen durch ihre Dörfer hindurch unsere Lieder sangen, daß die Fensterscheiben zitterten.

Das Verhältnis von uns Kriegsfreiwilligen und Einjährig-Freiwilligen zu den andern Soldaten war bei uns das allerbeste. Ich denke, es war dies überall so. Wo es nicht so war, da waren die Freiwilligen wohl selbst daran schuld. Wir wurden in die einzelnen Korporalschaften so verteilt, daß in jeder Korporalschaft 1 oder 2 waren, die Französisch konnten. Diesen Dienst, den wir der Korporalschaft leisteten, haben die andern Soldaten hoch geschätzt und freiwillig andere Dienste, die auch für die Korporalschaft zu leisten waren, das Fassen des Brotes und Fleisches, das Kochen u. a. uns abgenommen und die bessere Lagerstätte uns freiwillig eingeräumt. Als Dolmetschern kam uns auch oft zu, zwischen dem Ungestüm der Soldaten und dem Trotz der französischen Bauern zu vermitteln und so manches Unrecht zu verhüten. Auch ließen die andern Soldaten gerne unsere bessere Einsicht gelten und ordneten sich willig unserem Rate unter. — Das Verhältnis der Offiziere und Mannschaften war das des rückhaltlosen Vertrauens und des willigen Gehorsams. Wir sahen, wie unsere Offiziere für uns sorgten, wie sie selber leisteten, was sie von uns forderten, so folgten wir freudig, sie schickten uns nie in den Kampf, sie gingen voran.

VI. Vougeot.

Am 15. November erreichten wir nachts 10 Uhr Vougeot, nachdem wir um 4 Uhr morgens aufgebrochen waren. Eine halbe Stunde südlich von Vougeot, an der großen Straße, die von Dijon südlich nach Lyon führt, 4 Stunden von Dijon entfernt liegt das kleine Städtchen Nuits. Hier in Vougeot stand unser Bataillon bis zum 23. November auf Vorposten. Diese 8 Tage gehören für uns zu den wechselvollsten des ganzen Feldzugs. Am Morgen des 16. November marschierte unser Bataillon Nuits zu. Auf der Höhe vor Vosne kam ein Trupp französischer Reiter aus der Stadt heraus. Sie schossen ihre Gewehre auf uns ab und warfen ihre Pferde herum und jagten zurück. Hoch über uns zogen die Kugeln singend ihre Bahn, ein Ton, den wir hier oft hören sollten. Nuits war von den Feinden geräumt, wir blieben da bis verschiedene Requisitionen ausgeführt waren. Von der Nacht zuvor hatten wir einige Flaschen Wein von Vougeot und diese belehrten uns, daß wir in einer Gegend waren, wo vom besten französischen Weine wächst. Nachmittags kehrten wir nach Vougeot zurück.

Unser Quartier erhielten wir in einem Schlößchen. Als die Korporalschaften vor dem Hause hielten und die Unteroffiziere in das Haus traten, um die Räume zu verteilen, winkte mir Uebelhör, unser Korporalschaftsführer, wie gewöhnlich, damit ich bei diesem wichtigen Geschäfte mitwirke. Eine

breite Treppe führte zu einem geräumigen Saal im 2. Stock, rechts und links des Saales waren zwei kleine Zimmerchen. Ich trat durch den Saal in das kleine Gemach zur Linken und sah bald, daß es sich da gut sein ließe und sagte zu Uebelhör: „Da wollen wir herein.“ So kam es auch. In einem Teil des großen Saales kampierte unsere Korporalschaft, Uebelhör und ich bezogen das kleine Zimmer. Wir waren, das zeigte der erste Blick, im Boudoir eines jungen Mädchens. Alles machte den Eindruck, als ob das Zimmer noch am Tage zuvor bewohnt gewesen wäre und in Eile verlassen worden sei. Es stand darin ein vortreffliches Bett, ein Toilettentisch mit allem, was wohl auf den Toilettentisch einer vornehmen französischen Dame gehört. Ich machte zum Erstaunen Uebelhörs sofort Gebrauch von all den Dingen, die da standen, und fand alles zu irgend welchem Zwecke brauchbar. Die Kommode war verschlossen, der Schlüssel abgezogen, ich war so unhöflich, und so geschickt, das Schloß auch ohne Schlüssel zu öffnen. Wie schade, daß die feine Leinwand, die da drinnen lag, für uns eigentlich nicht brauchbar war. Am meisten that mir leid, daß ich die Strümpfe nicht anziehen konnte. Ich rühmte mich zwar eines zierlichen Fußes unter den Grenadieren, aber der Fuß, zu dem die Strümpfe und Pantoffeln paßten, die da sich fanden, war viel zierlicher als der meine und kein Dehnen und Ziehen half. Am besten kamen mir die feinen Taschentücher zu statten, ich versah mich damit denn auch reichlich.

Uebelhör meinte, zu dem feinen Quartier gehöre auch eine Flasche feiner Wein, der Verwalter, der wie ein böser Geist ruhelos auf- und ablief, solle eine aus dem Keller geben. Wenn Uebelhör etwas wollte, bekam ers meist. Der gutmütige Schornsteinfeger, der keinem Kinde etwas zu leid thun konnte, sah in seinem roten Barte, in dem meist einige Tropfen roten Weins wie Blutstropfen hingen, so grimmig aus, daß

alle sich mühten, diesen fürchterlichen Menschen bei guter Laune zu erhalten. Der Verwalter hatte kaum Uebelhörs Wunsch vernommen, so brachte er uns auch eine Flasche und behauptete, das sei vortrefflicher Wein, das sei clot de Vougeot. Was das Wort clot bedeute, konnte er mir nicht erklären, oder ich verstand es nicht. Um mir alle Zweifel zu nehmen, schrieb er mir den Namen in mein Notizbuch und bemerkte dazu, die Flasche gelte 12 Franken. Das mag wohl so sein. Der Wein war ungemein wohlschmeckend und stark und hatte Uebelhörs vollen Beifall.

Als wir uns in unserem weichen Bette dehnten, schlug mir doch fast das Herz bei dem Gedanken: wenn die rechtmäßige Bewohnerin dieses Gemaches gesehen hätte, wie ich mit ihren Schwämmen und Bürsten gewirtschaftet, und wie ich ihr Weißzeug durchsucht und wie wir in ihrem Bette uns streckten, wie würde sie vor Zorn weinen, wie würde ihr die Freude an ihrem Stübchen, das die Barbaren entweiht, verdorben sein. Ich tröstete mich aber: wenn sie wüßte, wie wohl uns müden, heimatlosen Menschen in ihrem Gemach gewesen, würde sie nicht mehr zürnen.

Die Schloßherrlichkeit dauerte nicht lange. Am 17. November machten wir eine große Patrouille nach Chateau de deux mondes, ohne den Feind zu treffen. Unterwegs gesellten sich einige schöne Hunde zu uns, die offenbar französischen Offizieren gehörten. Solche Hunde zogen oft mit uns, allen Soldaten folgten sie, sichtlich war aber ihre Freude, wenn sie einen gefangenen französischen Soldaten fanden.

Am 18. hatten wir die Wache, am 19. waren wir in Allarmquartieren. Wir waren unmittelbar vor dem Feinde. Die Straße von Dijon nach Nuits, an der Vougeot liegt, hat zur Rechten das steil abfallende Côte d'or-Gebirge. Bis hart an die Straße gehen die Berge und sind von da oft ganz unzugänglich. Links der Straße dehnt sich die Ebene.

In den Bergen hatten sich die Franzosen festgenistet und von da aus beunruhigten sie uns fortwährend. In den Hof, in dem das Allarmquartier war, schossen die für uns völlig unsichtbaren Feinde wo 2 oder 3 beisammen standen. Wir konnten nichts dagegen thun. Dabei waren die Bewohner hier so feindselig wie kaum sonst wo, und es war ersichtlich, sie warteten nur auf den günstigen Augenblick, über uns herzufallen. So mußten wir Tag und Nacht gerüstet sein. Ein Glück für uns war es, daß es hier Wein genug gab. In der Mitte des Dorfs waren große Räume, in denen gewaltige Fässer standen, hier konnte Wein holen, wer wollte und wie viel er wollte. Daß wir den Weg zu diesem Weinbrünnlein oft genug einschlugen, kann man sich denken.

Wir hatten unser Schlößchen mit einer Mühle vor dem Dorfe vertauschen müssen. Der Tausch war schlecht. Die Mühle war zwar sehr groß und die Leute reich, aber geheuer wars uns nicht. Uebelhör meinte gleich am ersten Abend: „in der Mühle sind mehr Männer, als wir Soldaten, ich sehe immer andere Gesichter an den Mehlkästen.“ Es war kein Zweifel, daß diese Mühle die Verbindung bildete zwischen den Bewohnern des Dorfes und den Feinden draußen. Der Besitzer der Mühle war ein intelligenter Mann, der eine höhere Schule in Dijon besucht hatte und mit Stolz die dort gefertigten Zeichnungen zeigte, aber zu trauen war ihm nicht.

Der 20. November, es war mein Geburtstag, ein Sonntag, daheim feierten sie Buß- und Bettag, war für uns ein heißer Tag. In aller Frühe kam auf unsere abgelegene Mühle ein Bote, uns zu melden, daß unsere Kompagnie nach Nuits abmarschiere, wir sollten schleunigst nachkommen. Im Laufschritt hatten wir bald unsere Kompagnie eingeholt und erfuhren nun, um was es sich handelte. Am Morgen war aus dem letzten Hause von Nuits, es war ein schönes neues Landhaus, einer unserer Dragoner von Franktireurs weg

geschossen worden. Wir sollten das Haus, aus dem geschossen worden war, anzünden und einige Bürger als Geißeln holen für die der Stadt zur Strafe aufzulegende Kontribution von 5000 Franks. Vor der Stadt hielten 2 Züge, der Schützenzug, zu dem ich gehörte, eilte im Laufschritt nach Nuits. Die Berge rechts kletterten voll Franzosen, doch behelligten sie uns nicht. Die Stadt selbst war wie ausgestorben. Wir umstellten die Mairie, sprengten die verschlossenen Thüren derselben ein und fanden im hintersten Saale den Maire mit einigen Gemeinderäten. Wir nahmen sie alle mit. Die Aermsten meinten, sie sollten erschossen werden und setzten sich mit dem Mut der Verzweiflung zur Wehre. Alles Zurufen, sie sollten nur Geißeln sein, es geschehe ihnen kein Uebel, war umsonst, wie wahnsinnig schlugen sie mit Händen und Füßen um sich. Das gab denn für einige Minuten ein tolles Durcheinander auf dem Marktplatze, bis schließlich die Männer hüben und drüben von je einem Soldaten am Arme gefaßt waren. Während dem kam ein Dragoner hereingaloppiert, der uns zurückrief, sonst werde der ganze Zug durch die den Berg herabströmenden Feinde abgeschnitten. Der Dragoner war von den Franzosen heftig beschossen worden, sein Pferd war wie toll, er hatte seinen Säbel gezogen und wollte mit der flachen Klinge die sich widersetzenden Franzosen zur Raison bringen, indem er uns zurief: „laßt mich ihnen eins wischen!“ Erst als Lieutenant Fritsch ihm zugerufen, er solle machen, daß er fortkomme, löste sich der Knäul. Wie ein Pfeil aus der Rinne des Bogens so flog der Reiter aus der Gasse der Stadt auf der Straße zurück. Aber schneller noch flogen die Chassepotkugeln. Er hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, da ein mächtiger Sprung und Roß und Reiter lagen im Graben, der Reiter unverletzt, das Pferd tot. Unsere Franzosen hatten endlich Vernunft angenommen und liefen mit uns zurück. Unsere Sektion deckte den Rück-

zug. Die Vorderen waren durch die Franzosen geschützt, wir als die letzten hatten keinen leichten Rückweg, blieben aber alle unverletzt.

Der eine Teil unserer Aufgabe war gelöst: der andere Teil, das Haus, aus dem der Dragoner erschossen worden war, anzuzünden, noch nicht; das Feuer hatte nicht gefangen. Darum wurde noch einmal eine Sektion zurückgeschickt, um Feuer an dies Haus zu legen, Lieutenant Fritsch, Unteroffizier Salzer und etwa 6 Soldaten, darunter ich. Der Weg, den wir zurückzulegen hatten, bot uns nur wenig Schutz im Straßengraben und rechts desselben verdeckten uns teilweise die Rebpfähle und Weinstöcke. Ueber den Straßengraben führten etwa vier Brücken auf Feldwege. Ueber diese Brücken mußten wir springen, hier fehlten auch die verbergenden Rebstöcke, auf diese Brücken hatten darum die Franzosen vor allem ihre Gewehre gerichtet. Wir sprangen einzeln darüber und hinter jedem Einzelnen prasselte eine ganze Hand voll Kugeln auf die Straße nieder. Die Entfernung war immerhin so groß, daß die Sekunden, die die Kugeln bis zu uns brauchten, doch ausreichten, um hinüberzukommen. Das merkten die Franzosen sofort und hielten nun diese Brücken unter beständigem Feuer. Das war wahrlich keine Kleinigkeit, vier mal den Sprung zu wagen über die Stelle weg, auf die nach einander die wohlgezielten Kugeln niederklatschten. Wir kamen aber alle glücklich hinüber und erreichten das Haus. Es war von seinen Bewohnern wohl schon lange verlassen, sonst hätten auch kaum die Franktireurs aus diesem Hause geschossen, denn die Besitzer kannten gar wohl die Strafe, die über solche Häuser verhängt wurde. In einem kleinen Nebengebäude saß zitternd ein alter Gärtner. Lieutenant Fritsch stand am Fenster, die Franzosen beobachtend und trieb uns zur Eile. Wir wollten ein Paar Bund Stroh oder aus einem Bett einen Strohsack holen zu unserm Feuer-

werk, Lieutenant Fritsch aber erklärte, wir müssen zurück, sonst wird uns der Rückweg verlegt. Wir rissen noch in der Eile die langen Vorhänge in dem schönen Gesellschaftszimmer herunter, ballten sie zusammen, zündeten sie an, warfen die Stühle darüber und verließen das Haus. Es war hohe Zeit, denn die Feinde hatten ihre Schlupfwinkel verlassen und waren unserm Hause nicht mehr fern. Wir erreichten aber alle wieder unversehrt unsere Kompagnie. Der Rückweg war nicht mehr so schlimm als der Herweg es gewesen war. Die guten Schützen von vorhin hatten offenbar ihre Plätze verlassen.

Inzwischen waren mehrere Kompagnien und 2 Geschütze nachgerückt. Als diese ihre Granaten auf die Rebhäuschen und Gebüsche des Berges warfen, sah man erst, wie viele Feinde hier steckten. Hinter allen Mauern hervor, aus jeder Hecke heraus kletterten sie und suchten teils ihr Heil, indem sie hinter dem Rücken des Hügels verschwanden, teils zogen sie sich weiter den Hang herunter und fanden da bessere Deckung. Nachdem so das Nest ein wenig gesäubert war, gingen wir zum dritten Male vor, um gründlich dem Feinde zu Leibe zu gehen. Bald standen wir wieder, unsere Kompagnie voran, an dem oft genannten Hause. Nun war Zeit, es in Brand zu stecken, aber unser Hauptmann sagte: „Laßt es stehen, die Häuser oben auf dem Berge sind uns gefährlicher." So entging es den drohenden Flammen. Neben diesem Hause führte ein Feldweg dem Berge zu, auf dem die Feinde sich festgenistet hatten. Nur auf diesem Feldwege konnten wir vorgehen. Auf der rechten Seite dieses Feldwegs führte eine etwa 300 Schritte lange Mauer hin. Auf der linken Seite des Feldweges, dem oben genannten Haus gegenüber stand eine kleinere, etwa 20 Schritte lange Mauer, weiterhin war der Feldweg nach links hin dem Feinde zu frei. Auf diesen Ausgang des Feldweges hatten die Feinde

ihre Gewehre gerichtet, sie wußten, daß wir nur von da gegen sie vorgehen konnten und da sie völlig gedeckt lagen und ruhig zielen konnten, war es ihnen auch leicht, den Ausgang durch dieses schmale Thor uns zu wehren. Wie denn auch der erste an dieser Mauerecke sichtbar wurde, prasselten die Kugeln hageldicht hernieder. Hätten wir nicht die schwere Aufgabe gehabt, hier vorzugehen, so hätte man seinen Spaß daran haben können. Man brauchte nur den Gewehrkolben ein wenig vor die Ecke zu strecken, so hagelte es Kugeln drauf los. Kein Wunder, daß die ersten bei solchem Empfang wieder zurückstauten. Aber da galt es kein langes Besinnen. Lieutenant Fritsch stellte sich an die Spitze des Zugs und kommandierte: „Erste Sektion, mir nach, vorwärts!" und sprang hinaus, die Sektion ihm nach. Lieutenant Fritsch und ein Grenadier kamen glücklich vor der ersten Salve hinaus, den dritten Mann traf eine Kugel vorn auf das Schloß des Gürtels von der Seite. Das starke Schloß bog sich über der Kugel so zusammen, daß die Kugel darinnen gefangen war, den starken Mann aber drehte die Kraft der Kugel wie einen Kreisel herum, so daß er mit seinen ausgebreiteten Armen die hinter ihm stehenden wieder zurück drängte, dem Vierten streifte eine Kugel die Wange, einen roten Strich auf der geritzten Haut zurücklassend wie von einer Reitpeitsche. Lieutenant Fritsch und der eine Soldat rannten der Mauer entlang, so lang die Mauer ging das Ziel der zahlreichen Feinde, die ein Schnellfeuer auf die beiden machten, daß es ein Wunder ist, daß sie nicht getroffen wurden. Zu ihrem Glück standen da, wo die hohe Mauer ein Ende hatte, Platten zur Einfriedigung des Feldes aufgerichtet, hinter denen fanden sie Deckung. Von dort winkte Lieutenant Fritsch uns nachzukommen. Wir wagten denn nun einzeln, jeder, wann er wollte, den Sprung hinaus auf die gefährliche Bahn. Es konnte einem heiß werden auf diesem Wege. Fortwährend

spritzten einem von rechts die Steinsplitter ins Gesicht, die die Kugeln da losschlugen. So ernst es aber auch den Franzosen war, uns zu treffen, wir saßen bald zu 6 oder 8 unversehrt hinter den Steinen und schossen von da, so schnell wir die Patronen in den Lauf brachten. Das ruhige Zielen der Feinde hatte nun eine Ende und wir hatten den schweren Anfang überwunden. Langsam schoben wir uns hinter den Steinen vor, die Andern kamen nach und bald standen die Vordersten im toten Winkel, d. h. dem Berge so nahe, daß die vorliegenden Häuser uns deckten. Wir waren etwa 8, Lieutenant Fritsch und Gefreiter Büchler dabei. Hier hieß Lieutenant Fritsch uns halten, er meinte, wir seien zu wenig, um allein weiter vorzugehen, er selbst ging mit einem Soldaten zurück, um Andere nachzuholen. Wir standen zwischen den letzten Bauernhäusern von Nuits, wehklagende Frauen flüchteten ihre Kinder und ihre Habe in die Keller. Da wurde aus einem der Häuser auf uns geschossen. Die Kugel fuhr zwischen unsern Köpfen hindurch ohne einen zu verletzen. Unsere Erbitterung war begreiflicherweise groß. Dem Feinde in offenem Gefechte zürnt der Soldat nicht, er weiß, jener thut, wenn er mich verwunden oder töten will, nur seine Pflicht: aber das erfüllt ihn mit Zorn, wenn solche, die friedliche Bürger zu sein sich den Anschein geben und den Schutz der Soldaten beanspruchen, ihn meuchlings überfallen. Um solch einen heimtückischen Ueberfall handelte es sich offenbar hier. Unmittelbar auf den französischen Schuß hatte einer der Unsern durch die Thüre eines großen Hauses eine Kugel gesandt, er behauptete, daher sei der Schuß gekommen. Das war offenbar Täuschung. Von der Hausthüre aus war nicht geschossen worden, wohl aber kam die Kugel aus jener Richtung. In das Haus einzudringen, dazu war unsere Zahl zu klein, als wir aber um das Haus herumgingen, standen hinter demselben 5 oder 6 französische Bauern beisammen.

Ich erschrak, als ich sie sah, denn ich wußte, um was es sich handeln würde. Wir riefen sie zunächst heraus auf die Straße. Dann: „Wer von euch hat geschossen? was habt ihr hier beisammen zu stehen?“ Die Franzosen ahnten auch, um was es sich handle und beteuerten hoch und heilig, von ihnen habe keiner geschossen und sie hätten keine böse Absicht. Während ich mit ihnen verhandelte, hielt Büchler mit den Andern Kriegsgericht. Sie waren rasch fertig: „Schmitthenner, geh auf die Seite, die werden erschossen.“ Als ich mich umwendete, standen sie in Reih und Glied und warteten nur bis ich zu ihnen trete. Wer aus Erfahrung den Zustand der Erregung kennt, in dem der Soldat ist, wenn er einmal 20 Patronen verschossen und ungezählt das Einschlagen der Kugeln neben sich gehört hat, wer es weiß, wie da alles, was ein Mensch an körperlicher Kraft und an seelischer Leidenschaft besitzt, in ihm in ungeahnter Weise lebendig wird, der wird es begreifen, wie in unseren Soldaten das Rechtsgefühl solche Sühne forderte und wie die Stimme des Gewissens neben der der Leidenschaft verstummte. Ich hatte, Gott sei Dank, noch Besonnenheit genug, um zu erkennen, daß wir kein Recht hatten, diese Bauern zu erschießen. Verdächtig war ihr Beisammenstehn, eine gute Absicht hatten sie nicht, aber es war fast nicht möglich, daß einer von diesen geschossen hatte, sie hätten sich dann doch davon gemacht und wären nicht stehen geblieben. Aber was gelten Gründe solcher Leidenschaft gegenüber! Mir schoß das Blut in den Kopf bei dem Gedanken an die Scene, die das geben würde und bei dem Gedanken, daß ich schließlich es nicht hindern könne. Aber ich widersetzte mich mit aller Energie. Unter den andern war Büchler schon lange Gefreiter, ich war erst zum Gefreiten bestimmt, hatte aber die Knöpfe noch nicht, beim Militär gilt die Charge Alles, ich war also von Vorn herein weit überstimmt. Nur dem Uebergewicht, das die

Genossen mir meiner höheren Bildung wegen freiwillig einzuräumen gewohnt waren, war es zu danken, daß sie das Urteil nicht ohne meine Zustimmung und Mitwirkung ausführen wollten. Ich blieb aber dabei: „Es darf nicht sein." Während die Andern auf mich einstürmten, hätte beinahe einer der Bauern sein und der Andern Schicksal entschieden. Unbemerkt ging er einige Schritte rückwärts und war eben daran, Kehrt zu machen nach der nächsten Hausecke hin, als wir es bemerkten. Das war ihr Glück, daß er auf meinen Ruf stand und wieder kam, noch einen Schritt und es wäre kein Einhalt mehr möglich gewesen. Von neuem drängten die Genossen auf mich ein, der Fluchtversuch des Bauern schien ihnen ein Beweis ihrer Schuld, da fand ich gerade noch zur rechten Zeit das Wort, das wenigstens Zeit gewinnen ließ: „Wir warten bis der Lieutenant kommt." Das schlug durch. „Wie der Lieutenant entscheidet, so wird es gemacht." Damit waren alle zufrieden. Und nun standen denn die 2 Gruppen noch ein paar Minuten schweigend sich gegenüber, den Bauern stand die Todesangst auf dem Angesicht, sie wußten eine Entscheidung ist gefallen. Bald kam Lieutenant Fritsch mit einem Trupp. Selten haben wohl Advokaten die Angeklagten heftiger beschuldigt und verteidigt als Büchler die Bauern anklagte und ich sie verteidigte. Es handelte sich auch um mehr als viel Geld und Gut, es handelte sich um das Leben von 6 Männern, die wohl alle Weib und Kind hatten und es handelte sich um das gute Gewissen von 6 anderen Menschen. Erstaunt sah Lieutenant Fritsch in unsere glühenden Gesichter. „Was ist geschehen?" Seine Entscheidung warf die ganze Sache uns wieder zurück: „Thut, was ihr für recht haltet, ich war nicht dabei, ich kann nicht entscheiden, aber macht schnell! Wir wollen weiter!" Nun wußte ich, daß ich gewinnen werde. Lieutenant Fritsch wartete nicht; in aller Schnelligkeit galt es zu handeln, das

kam mir zu statten, nur widerstrebend gaben die Andern nach. Da fand einer den Mittelweg, er zog den Entladestock, die Andern folgten dem Beispiel und willig bot Jeder der Bauern seinen Rücken dar und empfing mit der langen, dünnen Stahlgerte einen Hieb, dann liefen sie heulend auseinander. Wenn es wieder bei Nuits knallte und das kam noch manches Mal vor, sind diese Bauern gewiß daheim geblieben, sie hatten erfahren, daß das Herumlauern, wenn geschossen wird, eine sehr gefährliche Sache ist. Ich war froh und dankte Gott im Herzen, als das vorüber war und ich glaube, daß Keiner der Andern es später bereut hat, daß den Bauern das Leben gelassen wurde. Noch aus einem andern Grund durften wir mit diesem Ausgang zufrieden sein. Es ist mir kein Zweifel — in jener Stunde freilich dachte keiner von uns in der Aufregung daran, — daß vielleicht ein Dutzend Franktireurs Zeugen dieser Scene waren und ebenso viele Gewehre auf uns gerichtet hatten, entschlossen, in dem Augenblick, in dem wir die Gewehre hoben, uns zuvor zu kommen und so wäre leicht der Ausgang ein ganz anderer gewesen, als wir meinten.

Vor solche Entscheidung, wie wir hier, waren unsere Soldaten manches Mal gestellt. Es war wohl nicht immer einer dabei, dem noch so wie mir das Herz schlug, bei dem Gedanken, einen Menschen, dessen Schuld nicht sicher erwiesen ist, zu erschießen. So viel ich aber weiß, haben die Franzosen den Vorwurf gegen uns nicht erhoben, daß unschuldige Bauern von uns erschossen worden seien, so hatten wohl auch alle Erschossenen die Strafe, die sie ereilte, verdient.

Von den letzten Häusern aus ging es den Berg hinauf. Langsam wichen die Franzosen zurück, von allen Seiten drangen unsere Grenadiere truppweis der Höhe zu. Neben dem Weg, auf dem unser Trupp aufwärts strebte, lag ein paar Schritte im Weinberg ein verwundeter Franktireur-Offizier, ein Chassepot-

gewehr hatte er an einen Rebstock gelehnt. Ein Grenadier trat zu ihm und nahm ihm den Revolver ab, den er in seiner Hand hielt. Es war eine schöne Waffe mit elfenbeinernem Griff. Lieutenant Fritsch gab dem Grenadier dafür, was er an Geld bei sich hatte, und versprach ihm noch mehr. Der französische Offizier war aufgestanden. Es war ein blutjunger Mensch, um eine Kopfwunde hatte er ein Tuch gebunden, fragend sah er den Lieutenant an und man sah, wie ihm Freude und Dank aus den Augen leuchtete, als der ihn mit dem Soldaten, der ihm den Revolver abgenommen hatte, zurückschickte. Unterwegs gab er seinem Begleiter noch seine Börse: wie viel drinnen war, weiß ich nicht, den Geldbeutel hat später Büchler gehabt. Der Aermste meinte wohl, damit sein Leben zu retten. Unten hieß es: „was bringst du mir den Menschen, wir dürfen ja keine Franktireurs zu Gefangenen machen." Als der Grenadier auf ihn anlegte, zitterte er, die Kugel ging ihm durch den Hals, ein anderer sprang hinzu und machte seinem Leiden ein Ende.

Am folgenden Tage kam der Befehl, daß fortan auch Franktireurs zu Gefangenen gemacht werden dürfen.

Oben auf dem Berge drängten wir die Franktireurs von Mauer zu Mauer. Als ich mit einem Genossen um solch eine Weinbergsmauer bog, prallten wir auf zwei Franzosen, die um die andere Ecke der Mauer 30 Schritt vor uns liefen. In dem Augenblick, in dem sie sich wandten, schossen wir zu gleicher Zeit und fehlten beide. Die Franzosen liefen der nächsten Mauer zu, wir hinter ihnen her, zu gleicher Zeit schossen wir wieder und beide Franzosen stürzten neben einander zu Boden. Wir traten zu ihnen. Sie lagen beide auf dem Gesicht, beide durch die Brust geschossen, schwer röchelnd. Den einen betrachtete ich mit dem Gedanken: „den hast du zum Tod getroffen." Es ist eigen. Eine halbe

Stunde zuvor ergriff mich eine Angst, die ich nicht beschreiben kann, als die Bauern erschossen werden sollten und dort hätte ich ja Zuschauer bleiben können, und nun stand ich neben Einem von meiner Hand sterbenden Menschen mit ruhigem Gewissen. Ich habe, wie jeder begreifen wird, oft an jenen Augenblick gedacht. Wer wie ich auf dem Lande wohnt, hat manchen Weg in der Nacht allein zu gehen, da fallen Einem die alten Geschichten ein. Ich habe aber noch nie mit unruhigem Herzen an jenen sterbenden Franzosen gedacht. Das macht das Bewußtsein, nur die Pflicht gethan zu haben. Das Gefühl habe ich aber immer gehabt, es wäre Sünde, wenn ich mich dieser That rühmen wollte.

Der Feind wich bald völlig, die 8. Kompagnie setzte ihm nach. Wir kehrten nach Vougeot zurück, indem wir beim Hinuntersteigen die kleinen Häuser auf dem Berge, von denen aus die Franktireurs die Straße unten unsicher machten, den Flammen übergaben. Wir hatten 3 Tote und einige Verwundete, eine erstaunlich kleine Zahl im Vergleich zu der Munitionsvergeudung der Franzosen.

Es dämmerte, als wir in unser Quartier in der Mühle kamen. Ich ging hinunter an den Teich, um meine Hände zu waschen, da trat der Müller zu mir und frug mich nach dem Ausgang des Gefechts, dessen Schießen sie gehört hatten. Als ich ihm sagte, daß wir die Franktireurs bei Nuits vertrieben und daß ich etwa 20 Tote derselben gesehen hätte, schimpfte er auf die Franktireurs, man solle sie alle ohne Gnade erschießen. Wenn ich noch daran gezweifelt hätte, daß er selber es mit den Franktireurs hielt, und selber gelegentlich einer war, so wäre es mir da zur Gewißheit geworden.

In Vougeot wurde es immer ungemütlicher. Am 21. machten wir eine Patrouille nach Vosne, das Dorf schien ausgestorben, kein Mensch ließ sich sehen, das war immer

ein Zeichen für die böse Absicht und das böse Gewissen der Bewohner. Am Abend wurden wir in aller Stille wieder allarmiert. Es war kein Zweifel, daß für diese Nacht die Feinde einen Ueberfall geplant hatten. Verschiedene verdächtige Aeußerungen waren gefallen, obgleich wir Wein genug hatten — die großen Fässer, von denen ich oben erzählt, flossen noch — hatten die Einwohner da und dort den Soldaten Wein vorgesetzt und gesucht, sie zum übermäßigen Trinken zu veranlassen: vor allem war verdächtig, daß eine Menge Gesindel im Dorf auftauchte, niemand wußte, woher diese Gestalten alle gekommen waren. Solchem Ueberfall sollte vorgebeugt werden. Es sollten darum die hier liegenden Kompagnien, oder wenigstens die unsere, die Nacht über auf der Dorfstraße unter dem Gewehr bleiben. Das war keine angenehme Aussicht. Von unseren Leuten hatte einer etwas in der Mühle vergessen. Da wir voraussichtlich nicht mehr dahin zurückkehrten, wurden wir zu viert dahin geschickt, um die vergessene Sache zu holen. In aller Eile waren die Eingänge in unser Dorf durch Barrikaden gesperrt worden. Der Hauptbestandteil solch einer Barrikade ist ein mit Mist beladener Wagen, der zum Umstürzen gebracht worden ist. Solch ein Hindernis ist schwer genug, um nicht leicht weggeschafft werden zu können, an demselben lassen sich dann mit Leichtigkeit weitere Hindernisse anbringen, so daß solch ein Berg auch nicht leicht zu übersteigen ist. Wir mußten denen, die hier zu wachen hatten, das Zeugnis geben, daß sie ihre Sache gut gemacht hatten, denn obgleich sie uns leuchteten und die schwachen Seiten ihrer Barrikade zeigten, hatten wir Mühe, darüber zu klettern. Unser Müller hatte inzwischen seine Mühle zu einer kleinen Festung umgewandelt. Das starke Hofthor hatte er geschlossen und seine großen Hunde von der Kette losgelassen. Es dauerte lange, bis er auf unser Klopfen uns aufthat. Seiner Hunde konnten wir nur

mit Mühe uns erwehren: als wir drohten, sie zusammen zu stechen, legte er sie an die Kette. Ich war froh, als wir das unheimliche Haus wieder hinter uns hatten.

Bei solchen Gelegenheiten leistete das Bajonett, das immer aufgepflanzt war, vortreffliche Dienste. Ich hätte nicht Soldat sein mögen ohne Bajonett. Ich weiß, daß mein Urteil nichts gilt, also kann ich um so ungenierter es aussprechen. Es thut mir leid, daß das Bajonett abgeschafft ist. Wohl ist es für den Soldaten eine Erleichterung, kein Bajonett und statt des schweren Faschinenmessers ein leichtes Seitengewehr zu haben, das für den Nahekampf als Bajonett aufgepflanzt werden kann. Aber ich hätte auch das Faschinenmesser nicht entbehren mögen. Wie brauchbar war dasselbe zum Holzspalten, Bäumefällen, Steine losprengen. Der starken Klinge konnte man etwas zumuten und wie brauchbar wäre im Notfall das Faschinenmesser im Kampfgedränge gewesen, wie ein kurzes römisches Schwert. Im Verkehr mit den Bauern, in ihren Häusern und auf den Gassen kam uns das Bajonett sehr zu statten. Mochte man das Gewehr scheinbar nachlässig in der Hand halten oder unter dem Arm tragen, so flunkerte der glatte, spitze, dreikantige, unheimliche Stahl dem Franzosen vor dem Gesicht oder vor den Beinen; faßte man aber das Gewehr fest an, so lag in einer leisen Drehung schon eine Drohung, die jeder verstand. Unser Gewehr selber hatte freilich seine großen Mängel, der größte war seine geringe Tragweite. Und doch wie hatte jeder sein Gewehr so lieb! und wie war er mit ihm vertraut! wie pflegten wir es, daß es schön blank blieb! Als ich im vorigen Jahre bei einem Bekannten in einer dunkeln Ecke ein Gewehr stehen sah und mechanisch danach griff, in dem Augenblick, in dem meine Finger den Lauf umfaßten, wußte ich, daß ich den Kriegskameraden von 1870 in der Hand hielt und doch hatte ich seit dem Krieg kaum einmal ein Zündnadelgewehr gesehen. Ich ver-

suchte die Griffe: „Gewehr auf, Gewehr ab! das Gewehr über." Sie gingen nicht mehr. Das Chargieren aber hatte ich noch im Griff, als ob ich es täglich geübt hätte.

Doch zurück nach Vougeot. Für den Fall, daß wir von einer Uebermacht überfallen und zum Rückzug gezwungen würden, wurden wir genau instruiert. Unsern Rückweg hätten wir in dem Einschnitt der Eisenbahn genommen, die einige Minuten entfernt an Vougeot vorüber führte und für diesen Fall waren auf dem Felde zwischen dem Einschnitt und dem Dorfe große Haufen Rebpfähle aufgeschichtet, diese hätten wir angezündet, um zwischen uns und der etwaigen Uebermacht ein beleuchtetes Feld zu schaffen, über das hinweg zu kommen dem Feinde schwer geworden wäre. Nachdem wir 1—2 Stunden gestanden, durften wir in die an der Straße liegenden Häuser treten. Die einzelnen Offiziere hatten die Verantwortung dafür übernommen, daß beim ersten Zeichen ihre Züge bereit stehen. Während der Nacht fiel ein Schuß vor dem Dorfe, in einer halben Minute stand wieder alles bereit, der Feind kam aber nicht.

Am anderen Morgen bezog unser Zug die Feldwache vor dem Dorfe. Hier kam uns wieder einmal die Feldpost zu, das war große Freude, sie brachte Briefe aus der Heimat, Zeitungen und Zigarren. Das war eine Wohlthat. Die Zigarren-Stummel, die wir wegwarfen, lasen die Dragoner eifrig auf zum Kauen. Darin leisten die Dragoner etwas. Sie halten das Kauen für etwas, das zum Soldaten, zumal zum Dragoner gehört, während die Grenadiere es für unpassend halten oder nur im Geheimen es ein wenig treiben.

Am Nachmittag schien der Feind einen ernsten Angriff machen zu wollen. Auf 6—800 Schritte machten sie Halt und überschütteten unser Dorf mit einem Kugelhagel, näher heran wagten sie sich nicht. Auch Geschütze führten sie ins Feld, die aber durch unsere Batterie bald zum Schweigen

gebracht waren. Für die Nacht rüsteten wir uns wieder auf einen Ueberfall, dieses Mal aber war man unsererseits entschlossen, das Dorf nicht zu räumen. Die Mauern, mit denen die Weinberge am Dorf umgeben sind, wurden von uns auf Brusthöhe abgebrochen, an einzelnen Stellen blieben die Mauern in der ganzen Höhe stehen, um die Zugänge zu decken und beim Dunkelwerden wurden wir zur Probe an unsere Plätze geführt, so daß wir für alles bereit waren. Wir warteten wieder umsonst, es war den Franzosen mehr darum zu thun, uns nicht zur Ruhe kommen zu lassen, als einen ernsten Gang mit uns zu wagen.

Am 23. wurden wir nach Dijon zurückgezogen, da der Schwerpunkt unserer Thätigkeit mehr nach Nordwesten sich wenden sollte. Während dieser acht Tage in Vougeot war ich in Gefahr, krank zu werden. Unsere Nahrung bestand Tag für Tag aus Rindfleisch und Reis. In jenen Tagen hatte ich gegen beides solchen Widerwillen, daß es mir nicht möglich war, das eine oder das andere zu essen. Brot gab es fast keines, so lebte ich diese Tage fast nur von Wein und Mispeln, die es dort in den Gärten in Masse gab, mit denen ich mir täglich die Taschen füllte. Seitdem ist für mich mit dieser Frucht die Erinnerung an jene Tage in Vougeot unzertrennlich verbunden. Nach einigen Tagen war der Widerwille gegen Fleisch vorüber, der gegen den Reis ist mir geblieben. Als in den ersten Tagen nach der Heimkehr meine Mutter mich fragte „was soll ich dir kochen?“ war meine Antwort: „nur keinen Reis, sonst was du willst.“

VII. Pasques. Im Ouche-Thal. Saint-Jean de Losne.

In Dijon hatten wir drei Ruhetage, die thaten uns gut. Bei diesen regelmäßig wiederkehrenden Ruhetagen erhielten wir unsere Löhnung. Als Gefreiter erhielt ich in 10 Tagen 5 Franken, das macht auf den Tag ½ Franken, das ist nicht viel, aber meist hatten wir 8 Tage von den 10 keine Gelegenheit, Geld auszugeben, sodaß es uns doch immer reichte. Ich habe, so viel ich mich erinnere, von zu Hause während des ganzen Feldzuges kein Geld mir schicken lassen, auch nicht viel mitgenommen, es war auch nicht nötig. Beim Löhnungfassen fiel uns Freiwilligen meist die Aufgabe zu, größere Scheine, oft Hunderttalerscheine, wechseln zu lassen. Das war nicht leicht. Kein Bankier, kein Kaufmann wollte auf solchen Schein sein Gold hergeben. Wir fanden aber bald ein probates Mittel, unsere Scheine gewechselt zu bekommen. Wir associerten uns und tranken in einem Gasthof etliche Flaschen Wein und bezahlten mit unserem Schein. Dem Wirt blieb keine andere Wahl, als unsern Schein zu wechseln, wenn er nicht auf Bezahlung verzichten wollte.

Am 26. saßen wir abends in einem großen Restaurant und tranken Cassis. Da rief einer herein: „es schlägt Generalmarsch“ und im selben Moment tönten die Trommelwirbel herein. Im Nu war der Saal leer, draußen auf den Straßen nichts wie durcheinander rennende Soldaten, alles eilte heim.

Der Soldat soll immer alles gerüstet haben, die Tornister gepackt, alles beisammen: aber wie es eben geht, man hat doch das oder jenes, das man täglich braucht, ausgepackt: nun gilts rasch packen, da darf keine Schnalle brechen und kein Riemen reißen. Mit einer unheimlichen Hast wird umgehängt, mit erstaunlicher Schnelligkeit ist alles fertig, vor den Häusern sammeln sich die Korporalschaften, rasch abgezählt, alles da, „Gewehr über, rechts um! Laufschritt!" Auf etwaige Nachzügler wird nicht gewartet. Nun wieder dasselbe Rennen wie vor einer Minute, im Laufschritt eilen die Korporalschaften auf den Sammelplatz, dort ordnen sich in der Finsternis die Kompagnien. Das ist auch eine Leistung. Die einzelnen Abteilungen schieben sich hin und her und durcheinander und in kurzer Zeit steht das Bataillon. So sammelten wir uns also am 26. auf dem Platz d'Arcy. Was war geschehen? Garibaldi hatte seine Armee gesammelt, die Gefechte der vorhergehenden Tage waren bestimmt, seine Absichten zu verbergen, am 26. versuchte er, Dijon durch einen Ueberfall zu nehmen. Die Vorposten hatten teilweise seiner Uebermacht weichen müssen. Für alle Fälle bereit zu sein, waren wir allarmiert worden. Für jede Stunde, sicher für den andern Tag war der Zusammenstoß mit ihm zu erwarten. Wir setzten die Gewehre zusammen und erhielten die Erlaubnis, in dem großen Hotel, das an jenem Platze steht, Unterkommen bei der kalten Nacht zu suchen. So viele Gäste wie in jener Nacht hat jenes Hotel kaum je in einem ganzen Jahre beherbergt; die Herberge war auch darnach. Eine Leistung aber hat jenes Haus in jener Stunde, als wir eindrangen, gethan, nicht an Speise und Trank, davon gab's nichts, aber eine Probe seiner festen Mauern hat es damals bestanden, als das ganze Bataillon im Laufschritt hineinstürmte, die Treppe hinan bis auf den Speicher hinauf, alle Räume füllend bis auf den letzten Platz. Unsere Korporal-

schaft eroberte glücklich noch ein Stübchen, das schmale Bett darinnen reichte nur für den Unteroffizier, wir andern lagen auf dem kalten Stubenboden.

Als es gegen den Morgen ging, weckte ich einen Kameraden. Das Nachtessen hatten wir noch zu gut; Kaffee zum Frühstück gab's hier keinen und daß es Abend werden würde, bis wir mit Garibaldi abgerechnet, war zu erwarten. Wir wollten sehen, ob wir nicht in einem Bäckerladen unsere Brotbeutel füllen könnten. Den Anblick, der sich uns bot, als wir auf den Gang heraus kamen, werde ich nicht vergessen. Der ganze Gang lag, die ganze Treppe saß voller schlafender Soldaten. Ueber diese Menschenmasse hinwegzukommen, war nicht möglich. Wir wußten aber Rat. Auf dem Treppengeländer rutschten wir vom vierten Stockwerk aus hinunter. Wohl ächzte das dünne Geländer, aber es hielt doch aus. In der Stadt füllten wir unsere Brotbeutel mit frischen Wecken und kamen gerade wieder zurück, als angetreten wurde. Das war gut.

Während der Nacht hatte Garibaldi schon wieder den Rückzug angetreten. Wir mußten eilen, wenn wir ihn noch fassen wollten. Wir waren bei den Truppen, die den Feind zu umgehen hatten. Wir marschierten vom frühen Morgen bis gegen Mittag, unser Weg führte zuletzt einen steilen Weg hinan durch einen großen Wald. Fünf Minuten ehe der Weg die Höhe des Berges erreichte, hörte der Wald auf, oben auf der Höhe führte ein Weg entlang, der unsern Weg rechtwinkelig kreuzte. Auf dieser Straße marschierte eine Abteilung Franzosen von 500 bis 600 Mann, als gerade unsere Spitze aus dem Wald heraustrat. Die Franzosen waren durch ihre Stellung entschieden im Vorteil, sie brauchten nur rechtsum zu machen, so standen sie gefechtbereit, wir mußten erst aufmarschieren: jene standen auf der Höhe, unser Weg zum Angriff führte noch steil bergan. Die Ueberraschung

der Franzosen kam uns aber zu statten. Ehe sie sich besonnen hatten, was zu thun sei, waren unsere und die 5. Kompagnie rechts und links am Wege im Laufschritt vor dem Walde aufmarschiert und war die Batterie Holtz aufgefahren. Ob es ihr gelinge, kampfbereit zu sein, ehe der Feind sich besonnen und sich auf uns gestürzt, davon hing wohl die Entscheidung ab. In solchen Augenblicken thut jeder brave Soldat und jedes brave Pferd doppelt seine Schuldigkeit. Es war ein Anblick, der zur Bewunderung hinriß, als die Batterie im Galopp vor unsere Front auffuhr und Hauptmann Holtz an der Seite seiner Batterie noch halbwegs dem Feind entgegenritt, um die Entfernung sicher abzuschätzen, als er von da aus seinen Geschützen das Kommando zurief und dann, als gleich die erste Granate in den Feind schlug, langsam sein Pferd wieder rückwärts wandte. Ich bin überzeugt, so wie jedem von uns, der das mit angesehen, bei dem Gedanken daran heute noch das Herz höher schlägt, so steigt jedem Franzosen, der damals mit dabei gewesen, heute noch das Blut in den Kopf vor Scham und Zorn, daß sie das duldeten, daß jener kühne Hauptmann der Gefahr spottend, ihnen halbwegs allein entgegenritt, um die Entfernung sicher zu haben. Die erste Granate löste sie aus ihrer Ueberraschung, ihre Salven kamen aber einige Minuten zu spät; den Granaten gegenüber hielten sie nicht lange Stand und nach dem Vorbild, das wir gesehen, war es kein Wunder, daß wir mit Wucht zum Angriff übergingen. Obgleich das Dorf, das oben lag, trefflich zur Verteidigung hergerichtet war und obgleich die Höhe, die wir zu nehmen hatten, noch eine beträchtliche war, stand der Feind nicht mehr. Als wir auf der einen Seite in das Dorf eindrangen, flohen die Franzosen auf der andern Seite hinaus. Da, wo unsere Granaten eingeschlagen hatten, sahen wir im Vorbeieilen bei den französischen Verwundeten weibliche Krankenträger in Männer-

uniform, ein unschöner Anblick. Im Dorfe galoppierten zwei gesattelte Pferde herum, die wir fingen als Beute für unsere Kompagniekasse: für jedes diensttaugliche Pferd erhält die Kompagnie, die es erobert, eine bestimmte Summe, ich glaube, es waren 40 Gulden, in ihre Kasse. Die Feinde verschwanden bald in dem nahen Walde. Links von uns hatten andere Kompagnien weitere Abteilungen zurückgeworfen. Wir traten auf demselben Wege den Rückmarsch an, und erhielten Quartiere in Plombières vor Dijon. Hier hatten wir auch am 28. November Vorpostendienst.

Die folgenden fünf Tage waren ausgefüllt durch einen Marsch in dem Ouche-Thale. Die Brigade Keller hatte die Aufgabe erhalten, gegen Garibaldi einen entscheidenden Schlag zu führen und folgte demselben nach Autun. Unser Bataillon hatte die Brigade Keller gegen Nuits und Beaune zu zu decken. Wir führten immer lieber selber Schläge, als daß wir andere es thun ließen und sie dabei deckten. Zudem gabs schlechte Quartiere und der Wein wurde in dieser so oft durchstreiften Gegend allmählig alle. Am 29. November quartierten wir in St. Marie sur Ouche, am 30. in Crugey, am 1. Dezember in Lacauche, am 2. in Sombernon nach langem Marsche. Am 3. traten wir den Rückweg an. Die Brigade Keller war schleunigst zurückgerufen worden, weil sie in Gefahr war, abgeschnitten zu werden und weil Dijon selbst wieder bedroht wurde. Kurz vor Plombières wurden wir wieder nach rückwärts gerufen, die Brigade Keller war von Uebermacht angegriffen worden, erzwang sich aber selber den Abzug, sodaß wir nach einer Stunde wieder Kehrt machten und nach zehnstündigem Marsche Dijon erreichten. Es war kalt geworden, es schneite und stürmte, das hielt uns nicht ab, mit dröhnendem Gesange in Dijon einzumarschieren. Es hatte jedes Regiment allmählig ein Leiblied, das unsere war: „O Straßburg“ und wir sangen

es immer wieder mit neuer Lust und je schlimmer das Wetter war, um so lauter mußte unser Gesang schallen, daß die Dijonesen doch auch wußten: die mit den weißen Krägen rücken wieder ein!

Am 4. Dezember bezogen wir die Wache beim Hotel de la Gloche Das war auch nicht nach unserem Geschmack, wir betrachteten das Postenstehen in der Stadt fast als etwas, das eigentlich unter der Würde des Leibregiments stehe. Einen besonderen Wert erhielt aber dieses Postenstehen dadurch, daß es an diesem 4. Dezember furchtbar kalt war. In jenen Tagen sank das Thermometer bis auf 18 Grad unter Null. Der arme Soldat kann nun nicht wie ein anderes Menschenkind sagen: „heute ist's kalt, ich will ein Paar warme Strümpfe und eine warme Jacke anziehen." Er hat nichts weiter, als was er anhat, das trägt er, bis er ein neues Hemd oder neue Strümpfe faßt oder durch die Feldpost bekommt, dann wirft er das alte weg und niemand hebt's mehr auf. Später gab's warme Postenmäntel, in jenen Tagen waren wir noch in keiner Weise gegen solche Kälte gerüstet, später wurde auch, wenn es so kalt war, alle Stunden abgelöst; wir standen in jener Nacht noch je zwei Stunden, dann zweimal je zwei Stunden Pause. In den Nachtstunden — ich glaube es war von 12—2 Uhr, ich stand vor einem Spitale Posten — war es so bitter kalt, daß ich recht das Gefühl hatte, wie die Kälte ein Feind ist, der dem Menschen an's Leben geht. Da kam eine Frau mit einem Topfe warmen Kaffees und einer Tasse und gab mir zu trinken, und ging von mir zu einem andern Posten, der in der Nähe stand. Es war eine kleine Gabe an sich, für uns aber in jener kalten Nacht ein Werk großer Barmherzigkeit. In der Wachtstube war es um so wärmer. Von dem Schnee, den wir an unsern Stiefeln hereinbrachten und dem Staub, der vorhanden war, hatte sich auf dem Boden ein halbzoll tiefer Schlamm

gebildet. Ich fand keinen Platz, an dem ich mich hätte niederlegen mögen, so setzte ich mich mit Ernst Salzer an den Tisch; wir verglichen und ergänzten unsere Tagebücher, plauderten dann von der Heimat und stellten schließlich interessante Studien an unseren schlafenden Kameraden an, in welch wunderbaren Lagen der Mensch zu schlafen vermag. Darüber vergingen die zwei Stunden, als aber draußen der Posten „raus" rief, da war es, wie wenn ein elektrischer Schlag die Schläfer getroffen. Mit einem Schlag standen sie alle und jeder trat an seinen Platz. Ein paar Sekunden nach der Ablösung schliefen sie wieder alle. Das geht wie eine gut geölte Maschine. Am 5. Dezember, nachmittags 2 Uhr wurden wir abgelöst.

Den 6. Dezember brachten wir in Allarmquartieren zu. Ein Angriff der Feinde, die sich inzwischen wieder gesammelt hatten, schien bevorzustehen. Um für einen Ueberfall sofort gerüstet zu sein, wurde ein Teil der Truppen, auch der Kavallerie und Artillerie, zum sofortigen Abmarsche bereit gehalten. Das Allarmquartier war in den Räumen des Bahnhofes. Vor dem Gebäude waren die Gewehre zusammengestellt, in den Wartsälen war Stroh aufgeschüttet, es war aber so kalt, zumal in der Nacht, daß es nicht möglich war, sich zu legen. Auf dem Perron hatten wir große Feuer angezündet, die wir mit geschnitzten Möbeln aus den Wartesälen unterhielten — helf was helfen mag. — Dicht gedrängt umstanden wir diese Feuer, der innerste Ring hielt aber nicht lange aus, so heiß war's da. Man konnte also nun abwechseln zwischen unerträglicher Kälte und unerträglicher Hitze, ein Ausgleich zwischen beiden war nicht möglich. Die Pferde litten ebenso, sie schrieen vor Schmerz durch die Kälte.

Unsere Brigade hatte Dijon gegen Südost zu schützen. Diesem Zweck dienten verschiedene größere Patrouillen, am 7. Dezember über Fauvernay nach Rouvres, wo wir am

8. und 9. Ruhetage hatten, am 10. Dezember nach Thorey, am 11. hatten wir die Wache vor dem Dorfe, am 12. mit der 5. Kompagnie eine große Patrouille nach Saint Jean de Losne, 11 Stunden lang, von morgens 7 bis abends 6 Uhr mit einer Stunde Ruhe in Mantot. Am Tage zuvor hatte ich meine Stiefel reparieren lassen. Bis daher hatten dieselben von Karlsruhe aus ausgehalten, nun brauchten sie vorn ein Stück frische Doppelsohle und Nägel. Der Schuhmacher schlug einige Nägel an der Spitze an einem Stiefel durch die Sohle durch, sodaß die Spitzen der Nägel innen vorstanden und unglücklicher Weise beachtete ich dies nicht, als ich die Stiefel anzog. Bald schmerzte mich der Fuß, die Spitzen der Nägel rissen mir die große Zehe wund und bald spürte ich, wie der Fuß blutete. Unser Weg führte uns durch tiefen Schnee, dabei war es sehr kalt, das war für meinen Fuß gut, denn der Kälte war es wohl zuzuschreiben, daß mich der Fuß bald nicht mehr schmerzte, während er so stark fortblutete, daß der Fuß im Blut quatschte und Blutstropfen bei jedem Schritt durch die Nähte sich durchdrückten. Im Schnee wurden sie bald bemerkt und bald hieß es von hinten: „da blutet einer, wer ist's?" Als wir in Mantot eine Stunde ruhten, staunten mich alle Unteroffiziere der zwei Kompagnien an, als ich meinen Stiefel mir ausziehen ließ und dann aus dem Strumpf Blut herauswand und Blut aus dem Stiefel tropfen ließ. Ich habe diese Bewunderung kaum verdient, denn erst gegen den Schluß des langen Marsches schmerzte mich der Fuß wieder. Viel länger wäre es auch nicht mehr gegangen. Jeder der Unteroffiziere hatte einen andern Vorschlag gemacht, wie man mich zurücktransportieren könne. Am meisten Anklang fand der Vorschlag, einige Bauern zu requirieren, die mich abwechselnd zurückhockeln müßten. Ich dankte für solche Ehre und dachte an den ersten Marsch von Rastatt und an meinen Vorsatz

und hielt aus. Es war gut, daß wir am folgenden Tag Ruhetag hatten. Ich faßte neue Stiefel. Sergeant Walz, der capitain d'armes war, war mir günstig gesinnt, das war nötig, wenn man etwas Neues haben wollte. Seine besondere Zuneigung hatte Sergeant Walz mir zugewendet, seitdem es sich zufällig herausgestellt hatte, daß ich einer der Gymnasiasten gewesen war, welche vor einigen Jahren die Ettlinger-Thor Wache unter seinem Kommando einmal verhaftet hatte. Wir hatten nichts Schlimmes verbrochen, hatten uns nur laut unterhalten und als der Posten es uns untersagte, gemeint: das ginge ihn nichts an. Dieser Affaire hatte ich verschiedene unter sich sehr ungleichartige Dinge zu verdanken. Zunächst eine schlechte Herberge bis zum anderen Abend, sodann etliche Schwierigkeiten von Seiten des Gymnasiums, fernerhin aber die besondere Zuneigung des Sergeanten Walz, dem unser Trotz bei unserer Verhaftung wohl imponiert hatte und endlich ein Paar neue Stiefel. Es war die letzte Freundlichkeit, die der beliebte Sergeant mir erwies. Wenige Tage darnach traf ihn die Kugel. Ich sah ihn noch einmal einige Monate später in Karlsruhe, da ging er mühsam am Stock. Nach jahrelangem Leiden ist er einer am 18. Dezember bei Nuits erhaltenen Wunde erlegen.

Am 14. Dezember gings nach Dijon zurück, nur einen kurzen Marsch, der meinem wunden Fuße lang genug war, dann folgten in Dijon wieder 3 Ruhetage am 15., 16. und 17. Dezember. Als wir am 18. antraten, war mein Fuß geheilt, das war gut, denn der Tag forderte den ganzen Soldaten.

VIII. Nuits.

Der 18. Dezember war ein Sonntag, der 4. Advent, daheim rüsteten sie sich auf Weihnachten. Dieser 18. Dezember sollte für manches Haus den Weihnachtstag zu einem Tag der Trauer machen.

In Nuits hatten sich die Feinde festgesetzt, hier kommandierte der fähigste der französischen Generale im Süden, Cremer, über die Stärke des Feindes herrschte Unklarheit, gegen Nuits sollte darum ein Vorstoß gemacht werden.

Nuits liegt direkt südlich von Dijon, die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt etwa 4 Stunden. Beide Städte liegen an dem Ostabhange des côte d'or Gebirges, welches nach dieser Seite zu steil abfällt, am Fuße dieses Gebirges zieht sich die schöne Straße hin. Rechts der Straße von Dijon nach Nuits ist also das Gebirge, links der Straße dehnt sich die Ebene, parallel der Straße zieht die Eisenbahn. Wir marschierten auf vier verschiedenen Wegen gegen Nuits, auf der direkten Straße das Bataillon Unger; rechts der Straße über das Gebirge auf zwei verschiedenen Wegen 3 Bataillone und eine Batterie unter Generalmajor von Degenfeld; in großem Bogen links der Straße, sodaß wir in rechtem Winkel auf die Eisenbahnlinie und Straße zu kamen, die Hauptmacht, 8 Bataillone, 7 Eskadronen und 5 Batterieen, dabei auch unser Regiment unter Generallieutenant von Glümer. Die Gesamtstärke unserer Truppen war 11000 Mann und

36 Geschütze. Uns gegenüber standen nach französischen Angaben 15 bis 18000 Mann und 20 Geschütze. Nicht mitgezählt waren dabei die Franktireursbanden. Aber welche Stellung nahmen die Franzosen ein? Hinter der Stadt erhebt sich das Gebirge, hier stand, weithin die Straße und die Ebene beherrschend, die französische Artillerie. Die Stadt selbst ist mit starken Gartenmauern umgeben und vortrefflich zur Verteidigung geeignet. 700 Schritte vor der Stadt, parallel dem Gebirge und der Straße, zieht die Eisenbahnlinie, ein 7 bis 10 Fuß tiefer Einschnitt. Dieser Eisenbahneinschnitt und die Stellung der französischen Artillerie machte diese Position zu einer eigentlich unangreifbaren.

Um ½8 Uhr setzten sich unsere Regimenter in Bewegung. Die Kälte hatte nachgelassen, es war ein milder Wintertag. Wir marschierten getrost vorwärts. Es war gegen 12 Uhr, als man vorn die ersten Schüsse hörte. In Saulon la Rue war unsere Spitze auf die ersten Vorposten gestoßen. Das dahinter liegende große Dorf Boncourt war stark besetzt, unser 3. Bataillon hatte den Feind bereits daraus zum Weichen gebracht, als unser Bataillon in das Gefechtsfeld trat. An der Batterie Holtz vorbei, die auf einer Wiese aufgefahren war und über den Wald hinweg ihre Granaten in das Dorf warf, wurden wir gegen die hinter Boncourt liegende Ferme la Berchère geführt. La Berchère ist ein Schloß mit Wirtschaftsgebäuden, um die Gebäude führt ein tiefer Wassergraben, davor ein Park, dessen Gebüsch und kleinere Bäume rasiert waren, ringsum auf 10 bis 15 Minuten freies Feld, dann Wald, das Schloß selbst mit seinem Park gerade wie das Schloß hier in Schatthausen. Hier stand ein Bataillon Mobilgarden und 2 Kompagnien Franktireurs, hierher zogen sich auch die aus Boncourt geworfenen Feinde zurück. Gegen diese Stellung gingen unsere Kompagnien von 3 Seiten vor. Es war kein leichtes Stück

Arbeit, auf dem freien Felde, das keinerlei Deckung bot, dem Feinde nahe zu kommen. Die Ferme sprühte Feuer gegen uns aus allen Fenstern und Dachlucken. Aber es half nichts, wir kamen näher und näher und als wir hinter die ersten Bäume im Park sprangen und von hier aus sich das Schießen auch für uns lohnte und unsere wohlgezielten Kugeln durch die Fenster flogen, entsank den Feinden der Mut, ihr Schießen hörte auf und aufatmend nach der gewaltigen Anstrengung standen wir bald an dem Wassergraben vor dem Schloß, in dem sich nichts mehr rührte. Lieutenant Fritsch schickte Büchler und mich nebst einigen anderen links um das Schloß herum, er selbst ging mit anderen über den Balken, der als Brücke über den Wassergraben führte, in das Haus hinein. Hinter der Mauer, die nach der Rückseite das Gehöfte abschloß, standen 7—8 Franzosen, die die rechte Zeit zum Rückzug verpaßt hatten und sich Büchler und mir gefangen gaben. Den Nuits zu fliehenden Franzosen schossen wir nach, so lange wir sie sahen und wenn auch die Entfernung zu groß war, um einen einzelnen Mann zu treffen, trieben unsere Kugeln die Feinde doch sosehr zur Eile, daß bald keiner mehr zu sehen war. Wir machten hier etwa 60 Gefangene, etliche Tote lagen im Parke und viele weggeworfenen Tornister. Hier sammelten sich nun unsere Kompagnien. Unser Verlust war nicht unbedeutend, unter den schwer Verwundeten war auch unser Kompagnieführer Premierlieutenant Gemehl. Das war ein großes Leid in unsere Kompagnie um den Führer, dem wir so vertrauensvoll immer gefolgt waren.

Es war nach 1 Uhr als unsere Kompagnien vor der Berchère sich in eine lange Linie Nuits gegenüber auseinanderzogen. Wir hatten ausgeruht und warteten mit Ungeduld auf den Befehl zum Angriff auf Nuits. Von uns Grenadieren dachte keiner an den Eisenbahneinschnitt, den

wir doch von Vougeot her gar wohl noch hätten kennen können; wir meinten, das sollte uns ein Leichtes sein, den Feind aus Nuits hinauszudrängen. Es fiel uns wohl auf, mit welcher Vorsicht und welchem Ernst von unsern Offizieren die Lage angesehen wurde; wir bemerkten auch, daß auf eine Nachricht gewartet werde. Es wurde auf die Meldung gewartet, daß die Bataillone, die über das Gebirge Nuits von der Seite und von hinten angreifen sollten, zum Angriff bereit seien. Es waren aber diesen Bataillonen unüberwindliche Hindernisse entgegengetreten, so daß sie nicht zum Angriff auf Nuits kamen. Ebenso war das Bataillon Unger auf der Chaussee gezwungen, vor Vosne Halt zu machen. Unsere 8 Bataillone waren darum bei unserem Frontangriff lediglich auf sich allein angewiesen. In der Erwartung, daß die Bataillone auf unserem rechten Flügel doch noch erscheinen würden, war mit dem Befehl zum Angriff gezögert worden. Als er endlich, es mag gegen 2 Uhr gewesen sein, erteilt wurde, marschierten wir getrosten Muts aus unseren gedeckten Stellungen heraus. Vor uns lag in der Entfernung von etwa 20 Minuten Nuits, von dem Eisenbahneinschnitt war nichts zu sehen, das Blachfeld, das wir zu durchschreiten hatten, war vollständig eben, keinerlei Schutz uns bietend. Wir waren kaum auf das freie Feld getreten, als die Chassepotkugeln uns entgegen kamen. „Wo stecken denn die Franzosen?“ „Im Eisenbahneinschnitt.“ Nun wußten wir, was uns bevorstand. Noch einige Minuten und es hatte ein Spiel begonnen, bei dem auch einem starken Mann das Herz beben kann. Zwei Stunden später und wir waren am Ziel, der Eisenbahneinschnitt und Nuits waren unser, aber mehr als 900 der Unsern lagen verwundet oder tot auf der Walstatt.

In dem Eisenbahneinschnitt in einer Breite von mehr als 2000 Schritt lagen die Franzosen, Linienfoldaten, Mobile, Franktireurs Mann an Mann. Sie hatten reichlich Zeit

gehabt, sich auf unsern Angriff zu rüsten. Es hatte sich jeder in der Böschung des Einschnitts seinen Platz zurecht gemacht, die Tornister konnten sie auf den Rand des Einschnitts legen, die unten losgebrochene Erde vor sich auftürmen, und so sich für uns fast ganz verbergen, ihre Gewehre auf den Rand der Böschung auflegen, ihre Patronen daneben schütten und nun in dem Gefühl, eine uneinnehmbare Stellung zu haben, unsern Angriff erwarten, hinter sich auf der Höhe ihre Artillerie, deren Geschosse weit hinaus das Feld beherrschten. Gegen solche Stellung in einem Sturme vorzugehen, ist, wie auch der Laie einsehen wird, ein Ding der Unmöglichkeit, aus solcher Stellung einen Feind zu vertreiben, ist überhaupt unmöglich, wenn sie richtig verteidigt wird, und auch bei einer fehlerhaften Verteidigung erfordert es — das haben auch die Franzosen selber anerkannt — die allergrößte Energie der Angreifer, um Erfolg zu haben. Der Fehler der Franzosen war, daß sie viel zu früh, als wir nur in Sicht kamen, mit dem Schnellfeuer anfingen. Wir waren kaum in den Bereich dieses Schnellfeuers gekommen, da war eine Leitung des Gefechts, ein Kommando nicht mehr möglich, auf sich selbst angewiesen, mußten die einzelnen Abteilungen selber wissen, was sie zu thun hatten. Truppweise schlossen wir uns zusammen, je 6 oder 8. Hier war es der Lieutenant, der solch eine Abteilung führte, dort ein Unteroffizier, dort ein Gefreiter, dort ein alter Soldat. An den Boden geschmiegt, wartete solch eine Abteilung, bis keine Kugeln mehr über sie hinstrichen, um auf ein kurzes Kommando: auf! aufzuspringen und vorwärts zu stürzen, vielleicht 12 Schritte, dann kamen die ersten Kugeln und unmittelbar darnach kamen sie hundertweise, da galt es den richtigen Augenblick nicht zu versäumen, sich wieder niederzuwerfen. An den Boden geschmiegt, in die Furchen gedrückt, ließen wir die Kugeln nun über uns wegfegen. Das waren bange Minuten, wenn

die Kugeln über uns wegzogen, daß man den Luftdruck derselben oft fühlte: aber dadurch, daß das Feuer der Franzosen sich immer dahin wendete, wo sich eben ein Trupp niedergeworfen hatte, wurden andere Abteilungen frei und konnten vorwärtsspringen, um nun das Feuer wieder auf sich zu ziehen und andere frei zu machen. So boten unsere Kompagnien eine lange Linie dar, an der beständig einige Punkte in Bewegung vorwärts waren und die in dieser Weise sich langsam vorwärts schraubte. Und bei dem planlosen Schießen der Franzosen entstanden für uns immer wieder einzelne kleine Strecken, die feuerfrei waren und wo eine Abteilung feuerfrei war, stürmte sie vor. Freilich ging das nicht ohne Verluste. Manchen riß im Sprung eine Kugel nieder, Manchen traf das tötliche Blei im Liegen, aber wir kamen vorwärts.

Selten mag im Krieg das Verhalten der Angreifer so völlig verschieden sein von dem der Verteidiger wie hier. Bei uns war die Losung: „Nichts wie vor, in dem Moment, in dem die Kugeln mich nicht niederzwingen, stürme ich vor" und bei unsern Feinden war die Losung: „Nichts wie schießen, auf jeden, den ich sehe, wird geschossen:" bei uns kein lautes Kommando, selten ein Schuß: bei jenen: Signale über Signale, wahnsinniges Schießen in fieberhafter Hast. Zwischen hinein laute Hörnersignale und daraufhin ein Schnellfeuer auf der ganzen Linie, so daß minutenlang bei uns alles lag, dann plötzliches Abbrechen des Feuers, sie sahen ja niemanden mehr und meinten, alles ist vernichtet, aber in demselben Moment stand bei uns wie aus dem Boden gewachsen die ganze Linie und stürmte vorwärts, dort drüben ein Wutgeschrei und von neuem das wahnsinnige Schießen. Und über uns weg der Kampf der etwa 40 Geschütze gegeneinander, ein Getöse, ein Sausen, ein Donnern, das nicht zu beschreiben ist. Wenn ich ein Bild gebrauche,

dann möchte ich sagen: der Tod, eine Riesengestalt, stand auf jenem Felde und schwang unter wildem Jauchzen seine furchtbare Sense.

Es liegen die Fragen nahe: waren die badischen Soldaten lauter Helden an Tapferkeit und Todesverachtung, da sie in kalter Entschlossenheit unerschrocken gegen solche Stellung anstürmten? oder blieb denselben, nachdem sie einmal ins Feuer geraten waren, vielleicht nichts anderes mehr übrig, als eben vorzugehen, so daß das, was Heldenmut erscheint, schließlich nichts anderes war als Selbsterhaltungstrieb? Letzteres ist nicht richtig. Es blieben 2 Dinge übrig. Einmal: Die Regimenter zurückzuziehen. Wir hörten, diese Frage sei aufgeworfen worden, als man merkte, wie schwer der Kampf werde. Wenn dies richtig ist, dann danken wir unseren Führern, die ihren Regimentern es zutrauten, daß sie nicht zurückwollen. Was sonst noch möglich gewesen wäre, daß der Truppe der Mut versagt hätte, das war Gott Lob, ausgeschlossen. Waren alle Helden? Viele gewiß und alle waren, nur wenige ausgenommen, gute Soldaten und das ist die Hauptsache. Es ist etwas Wunderbares um ein gutes Gewissen, ich meine nicht um ein gutes Gewissen in Bezug auf das ganze Leben, — das hat ja Keiner — aber um ein gutes Gewissen in Bezug auf das, was eben jetzt zu thun vorliegt. Uns erfüllte nicht der Gedanke: „Es ist unsere Freude, den Tod zu finden, oder ihn den Feinden zu bringen, weil wir Helden sind", sondern der Gedanke: „es ist unsere Pflicht, den Tod nicht zu fürchten und die feindliche Stellung zu nehmen, weil wir brave Soldaten sein wollen. Trifft mich eine Kugel, in Gottes Namen, hab ich's doch nicht zu verantworten." Den wenigen Verzagten — und unter 100 Menschen ist ja wohl immer auch einer oder mehr, die kein Mannesherz haben — blieb nichts übrig, als mit den andern zu gehen.

Wie viel Verderben auch die feindlichen Geschosse in unsere Reihen rissen, wir kamen vorwärts und mit jeder Minute wuchs für uns die Notwendigkeit, das Werk zu Ende zu führen, wuchs auch die Ueberzeugung, daß es gelinge. So faßten wir denn immer zäher, immer energischer zu. Wie aber auf unserer Seite bald das Hochgefühl des nahenden, ehrenvollen Sieges mit in die Wagschale fiel, so erfaßte die Gegner allmählig das Entsetzen. Als wir noch bei der Ferme la Berchère standen, haben die Franzosen in ihrem sichern Einschnitt gewiß gesagt: „Wenn sie nur angreifen!" Und als wir angriffen, haben sie gewiß gejubelt: „Diesmal zermalmen wir sie zu Pulver," nach der ersten halben Stunde hieß es wohl in ihren Reihen: „Sie machen uns heiß," „nach der zweiten: „Ihr Leute, nehmt euch zusammen, es hält sich die Wage," nach der dritten: „Wir kämpfen um unser Leben" und als es hieß: „Sie sind wahrhaftig da und brechen herein" und als es hätte heißen sollen: „Nun heraus aus dem Einschnitt, die Brust dem Feind entgegen," da war ihr Kopf so heiß wie ihre Gewehre, die Yatagans hatten sie aufgepflanzt, aber der Mut versagte ihnen.

Kurz nach 4 Uhr fiel die Entscheidung. An welcher Stelle zuerst in den Eisenbahneinschnitt eingebrochen wurde, das weiß man nicht, auch unmittelbar nach dem Gefecht ließ es sich nicht feststellen, so groß war die Erregung. Von der linken Seite her erscholl das Hurrah zuerst, es lief die deutsche Linie entlang und nun erbrauste der deutsche Schlachtruf, anschwellend wie eine Lawine, den Donner der Geschütze übertönend. Der Einschnitt war unser. Und nun wendete der Tod, der keinen Unterschied macht und keinen Bund schließt, seine Sense von der Ebene ab und hieb in die Reihen der Franzosen, haufenweise lagen die Toten im Einschnitt.

Noch einen heftigen kurzen Kampf um Nuits und auch das war unser, der Feind in wilder Flucht.

Der moralische Erfolg dieses Sieges war ein ungeheurer. Uns erfüllte das Bewußtsein: „wir nehmen auch die festeste Stellung des Feindes“ und die Franzosen knirschten: „wir können auch die festeste Stellung den Deutschen gegenüber nicht halten.“ Freilich hüben wie drüben, in beiden Heeren und in ihrer Heimat welche Verluste, welche Trauer! Die Franzosen gaben selbst 1500 Mann tot und verwundet zu, außerdem machten wir 649 Gefangene und erbeuteten eine Menge Kriegsmaterial. Auf unserer Seite fielen 50 Offiziere und 887 Unteroffiziere und Gemeine, auf unser Regiment entfielen 18 Offiziere und 329 Mann, auf unsere Kompagnie 2 Offiziere und 22 Mann. Unser Brigadekommandeur Prinz Wilhelm, unser Regimentskommandeur Oberst von Wechmar, unser Regimentsadjutant Premierlieutenant Weizenegger, unser Bataillonskommandeur Oberstlieutenant Hofmann, unser Kompagnieführer Premierlieutenant Gemehl, unser Zugführer Sekondelieutenant Fritsch, unser Feldwebel Blank waren alle schwer oder leicht verwundet und so mancher liebe Kamerad. Robert Sinner hatte einen schweren Schuß in den Fuß erhalten, Sergeant Walz erhielt hier die Todeswunde, ebenso Klingenfuß und Honold. Doch zum Klagen und Trauern war keine Zeit, nur hie und da kam uns der Gedanke: „wie werden sie daheim bei der Nachricht von diesem Gefecht bangen, wie wird daheim in manchem Hause ein thränenreiches Weihnachtsfest gefeiert werden.“

Bis an den Einschnitt bin ich nicht gekommen. Wir waren etwa in der Mitte der von uns zu durchschreitenden Bahn, unmittelbar vor mir lag Lieutenant Fritsch, wir hatten schon wieder das Gewehr mit der rechten Hand gefaßt und den linken Fuß angezogen und warteten auf das: auf! um vorwärts zu springen, da erhielt Lieutenant Fritsch eine Kugel in die Hand. Er sprang auf und zurück. „Lieutenant Fritsch ist verwundet“ riefen wir und ich wälzte mich liegend auf

die Seite und sah ihm nach, um zu sehen, wo er verwundet sei. Durch diese Bewegung wurde mir wohl das Leben gerettet, denn in dem Augenblick, in dem ich den Kopf drehte, erhielt ich einen heftigen Schlag auf die rechte Seite des Kopfes. Ich hatte noch den Gedanken: „ich bin getroffen", dann schwindelte mirs vor den Augen und ich fiel willenlos in die vorige Lage zurück. Ich lag wohl eine Zeit lang regungslos auf dem Gesicht, das Bewußtsein kehrte mir aber bald wieder, denn ich hörte, wie mein Nebenmann zur Rechten sagte: „der Schmitthenner ist tot." Das brachte mich zu mir. „Nein, er ist nicht tot, nur verwundet." Das Blut strömte mir über das Gesicht, der Helm war auf die linke Seite geschoben, auf der rechten Seite des Kopfes hatte ich eine halbfingerlange Wunde, der Kopf selber, das fühlte ich sofort mit der Hand, war ganz, aber ich hatte darin das Gefühl, als ob es meiner Hirnschale ergangen wäre wie etwa einem festgebauten Hause, das ein Erdbeben überstanden hat ungeborsten, aber zerrüttelt in all seinen Fugen. Ich konnte nicht weiter mit, auch nicht zurück, ich mußte an der gefährdeten Stelle liegen bleiben, bis das Gefecht zu Ende war. Ich war mir bewußt, wie nahe mir der Tod gestanden und zwar nicht so, wie ich ihn mir, wenn es hätte sein müssen, gewünscht, durch eine Kugel nicht durch die Brust, sondern durch den Kopf und ein Gefühl großer Dankbarkeit erfüllte mich. Etwa noch eine Stunde mußte ich liegen bleiben, nicht weit von mir lag ein Toter. Als der Einschnitt genommen war, ging ich mit meinem zerschlagenen Kopfe langsam zurück, jeder Schritt that mir weh.

In der Ferme sahs traurig aus, so viel Wunden hatte das Haus gewiß noch nie gesehen, so viele Schmerzenslaute noch nie gehört. Alle Zimmer, alle Gänge lagen voll Verwundeter und immer wieder wurden hereingetragen, als ob das kein Ende nehmen wolle. Wir Leichtverwundeten wuschen

uns im Hofe unsere Wunden gegenseitig aus und verbanden uns so gut wirs fertig brachten. Ehe die französische Artillerie ihre Stellung hinter Nuits aufgab, warfen sie noch im Zorn einige Granaten auf die Ferme, obgleich sie sehen mußten, daß hier unsere Verwundeten lagen. Eine Granate flog in den Hof, die andere ins Haus, glücklicherweise ohne Schaden zu thun. Bis in die tiefe Nacht währte das Zusammentragen der Verwundeten, wie eine Betäubung lags auf Allen. Wir Leichtverwundete fanden in einer Waschküche ein Obdach für die Nacht und gegen Morgen gabs auch Brot. Wo meine Kompagnie die Nacht zubrachte, weiß ich nicht.

Am Morgen des 19. Dezember wurde mit dem Transport der Verwundeten nach Dijon begonnen. Die Leichtverwundeten wurden truppweise den Wagen beigegeben, auf denen die transportablen Schwerverwundeten lagen, unsere Tornister und Gewehre wurden auf einem Leiterwagen gefahren. Der Verwundeten wegen gings langsam mit vielem Halten, da mußte ein Notverband frisch angelegt werden, dort gings mit Einem zu Ende. In einem der Dörfer holte ich mir Brot aus einem Hause und in einem Keller füllte ich meine Flasche. Verstört standen die Leute auf der Straße und sahen bang dem Trauerzuge zu, der den ganzen Tag da vorüberging. Es war Abend, als wir in Dijon ankamen.

Die Einwohner von Dijon waren in ungeheurer Erregung. Sie hatten mit fieberhafter Spannung auf Nachricht gewartet, wie schon oft, hatten sie auch dieses Mal mit Sicherheit auf den Sieg der Ihrigen gehofft und gerne es geglaubt, daß der so lange vorbereitete und erwartete vernichtende Schlag ihnen geglückt sei. Und als am 19. Verwundete über Verwundete nach Dijon kamen, schien ihnen ihr Sieg gewiß. Um so größer war ihre Enttäuschung und dumpfe Verzweiflung ergriff sie, als sie die furchtbare Niederlage der Ihren erfuhren. Zur Ehre ihres guten Herzens

sei es aber auch anerkannt, daß, abgesehen von dem fremden Gesindel, das sich in der Stadt herumtrieb, die Einwohner von Dijon mit aufrichtiger Teilnahme uns erwarteten und aufnahmen. Mir selbst überlassen, ging ich in eines unserer früheren Quartiere: die Leute schenkten mir eine weiche Zipfelmütze und halfen mir dieselbe über meinen zerschlagenen Kopf ziehen, das war der beste Verband, kochten mir eine gute Suppe und richteten mir eine Matratze auf den Boden. Das war das einzige Mal während des ganzen Feldzugs, daß ich eine Matratze für mich allein hatte.

In der Nacht noch war das Regiment zurückgekommen. Alle Illusionen der Franzosen hatten nun ein Ende. Am 20. früh suchte ich meine Korporalschaft wieder auf. Am 20., 21. und 22. Dezember hatten wir Ruhetage, die uns nötig waren und uns gut thaten. Meine Kopfwunde heilte leicht und rasch, eine gute Heilhaut ist doch etwas wert, nur schmerzte mich der Kopf immer noch beim Gehen und ich konnte länger Zeit keinen Helm tragen, ich konnte aber bei der Kompagnie bleiben und die Frage, ob ich mich zur Entlassung in die Heimat melden wolle, wies ich ab. Ich war froh, daß ich bleiben konnte. Die Befreiung von dem Wachtdienst für die nächste Zeit war alles, was ich brauchte.

Als ich nun in Ruhe an den Spuren, die die Kugel gemacht, ihren Lauf erkannte, sah ich erst, wie nahe am Leben sie vorübergegangen. Es war nicht allein die Wendung des Kopfes, die die Kugel unschädlich gemacht hatte. Durch meine Wendung, um rückwärts zu schauen, war der blecherne Kessel, den wir nicht hinter, sondern auf den Tornister geschnallt hatten, halb vor meinen Kopf gerückt worden. Auf der einen Seite des Kessels war ein kleines rundes Loch, hier war die Kugel eingetreten. In dem Kessel hatte ich Kaffeebohnen, Salz und Cigarren, im oberen Teile des Kessels war ein kleines Schüsselchen von Blech, das in den Kessel

paßte, mit starkem Rand. Auf diesen Rand traf die Kugel und hat hier an dem Rande, der völlig zusammengequetscht war, gewiß von ihrer Kraft verloren; beim Austreten aus dem Kessel riß sie ein Stück Blech von dem Schüsselchen mit, denn an dem Deckel des Kessels war ein großes Loch, ein Stück losgerissenes Blech hatte zudem noch ein weiteres Loch durch die Seite des Kessels geschlagen. Dann streifte die Kugel den Helm. Das dicke Leder des Helms war durch die Nässe weich und zäh, sodaß dasselbe der Kugel nachgab und dieselbe an dem Leder abprallte. Dieselbe kurze Rinne, die die Kugel dem Leder eingedrückt hatte, hatte ich in meiner Kopfhaut. Es war also etwa dieselbe Wunde, wie sie einer empfängt, dem man mit einem stumpfen Instrumente so auf den mit dem Helm geschützten Kopf schlägt, daß dadurch die Kopfhaut aufspringt. Wie schwer ein solcher Schlag auf den Kopf wirkt, läßt sich ermessen. Mein zerschossener Kessel ist mir leider samt meinem Tornister vor Belfort abhanden gekommen. Meinen Helm fand ich glücklicher Weise wieder auf dem Kompagniewagen, nachdem meine Wunde geheilt war. Ich durfte denselben zum Andenken mit nach Hause nehmen und wenn ich je vergessen wollte, von welcher Gnade Gottes der Helm zeugt, so würde mein Weib mich daran erinnern, das schon so oft beim Abstäuben in meiner Studierstube, wenn sie an den Helm kommt, sagte: „ich habe ein Gefühl so großer Dankbarkeit, so oft ich den Helm in die Hand nehme."

Am 23. bezogen wir Allarmquartiere am Bahnhof, es war wieder bitter kalt geworden. Am 24. lagen wir auf Vorposten in Chenôve an der uns wohlbekannten Straße nach Nuits. Hier feierten wir den heiligen Abend. Zu einem Christbaum brachten wir es leider nicht. Ich weiß nicht, was uns abhielt, uns einen Christbaum zu schmücken, wie vielfach Andere es thaten, es fehlte uns dazu auf unserem vor

geschobenen Posten die Ruhe. Wir vergaßen aber der Feier nicht, wir dachten unserer Lieben daheim und saßen lange an unserm Feuer und plauderten. Am anderen Morgen kamen Mädchen aus Dijon und verkauften Lebkuchen. Das war unsere ganze Weihnachtsfeier ohne Gottesdienst, ohne Weihnachtsbaum, ohne Weihnachtslied. An der Stimmung fehlte es nicht, aber es fehlte an dem, der das Weihnachtslied angestimmt hätte. Auch den 26. Dezember brachten wir hier zu. Ueber die Erde hatte sich eine tiefe Schneedecke gebreitet und es war helles, schönes, kaltes Winterwetter.

IX. Von Dijon nach Belfort.

Am 27. traf uns der Befehl zum Rückmarsch. Dijon sollte geräumt und unser ganzes Armeekorps um Belfort konzentriert werden. Das dunkel umlaufende Gerücht, Frankreich wolle seine letzte Armee zur Entscheidung des Kriegs nach dem Osten werfen, Belfort entsetzen und in Baden einfallen, gewann immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Die Zeichen mehrten sich, daß der Feind mit aller Kraft Belfort zustrebe. Hier mußte die Entscheidung fallen. Da unser Bataillon 3 Stunden südlich von Dijon auf Vorposten gestanden, gehörte unsere Kompagnie zu den letzten, die durch Dijon marschierten. Die Blusenmänner standen schon haufenweise beisammen und ballten die Fäuste. „Nur Geduld, wir werden schon wieder kommen."

Wir zogen denselben Weg zurück, auf dem wir am 30. Oktober in Dijon eingezogen, vorüber am Parc du Monmusard, wo unser Feldwebel gefallen, an Saint-Apollinaire, wo wir ihn begraben, noch einmal sahen wir die schöne Stadt und weithinaus die Dörfer, die wir alle kannten, zu unsern Füßen liegen. In Mirebeau erhielten wir Quartiere, am 28. erreichten wir Gray. Am 29. war die Gegend von Vesoul unser Ziel, das sind eigentlich zwei Tagemärsche, wir zwangens in einem, aber es war ein schweres Stück Arbeit. Um 7 Uhr marschierten wir ab, fast wäre unsere Korporalschaft um den Kaffee gekommen, das wäre bitter gewesen. Unsere Korporal-

schaft war in zwei Häusern untergebracht und der einen Abteilung war die Zeit zum Antreten unrichtig angegeben. Unser Wasser zum Kaffee kochte noch nicht, als Uebelhör schon die Treppe herauf wetterte, weil wir nicht kamen. Wir ließens drauf ankommen und kochten unsern Kaffee und traten mit unsern Blechschüsseln mit dem heißen, uns unentbehrlichen Tranke in der Hand an und tranken ihn im Glied. Das war gut.

Die Kälte war in der Nacht aufs Höchste gestiegen. Als wir nach 3 oder 4 Stunden ruhten, legte ich mich, wie ich es immer gerne that, auf den Rücken auf den Boden, so ruhte die durch die Tornisterriemen gedrückte Brust am besten aus. Diesmal aber stand ich sofort wieder auf, so kalt war der Boden. Wir hatten etwas Wein bei uns, der war gefroren, wir schütteten von der grieseligen Masse in kleine gläserne Fläschchen und erwärmten sie, indem wir sie in den Busen steckten und wieder schüttelten, so konnte man von Zeit zu Zeit einen Schluck nehmen. Unsere Brotbeutel waren aber leer. Als der Mittag vorüber war und es gegen Abend ging und wir merkten, daß noch lange marschiert werde, durchsuchten wir im Durchmarsche die Dörfer nach Brot. Die ganze Division marschierte auf dieser Straße, stundenlang war also der Zug von Soldaten, Infanterie, Artillerie, Kavallerie und alle waren hungrig. In den Häusern wiederholten sich dieselben Scenen ohne Aufhören. Zu 3 oder 4 springen wir in ein Haus, das wir schon von weitem ins Auge gefaßt haben, aus dem wir nicht gerade Soldaten kommen sehen. Die verängstigten Hausgenossen stehen beisammen, die Kinder schreien auf, die Frauen weinen, die Männer schauen finster drein. Wir rufen: „Brot."

„Wir haben keins."

„Wir haben Geld, wir geben Euch, was Ihr fordert!"

„Wir haben keins, Ihr habt uns ja alles schon genommen, wir müssen selber hungern.“

„Dann suchen wir.“

„So sucht! Ihr findet nichts.“

Nun wurde gesucht, die Schränke und Kommoden aufgerissen, was drinnen war, durchwühlt, das Bett hinausgeworfen bis auf den Strohsack, von der Stube gings in die Küche, oben hinauf, in den Stall. Weh der Thüre, die verschlossen war. In zwei Minuten war das ganze Haus durchsucht, vom Keller bis auf den Speicher und alles durcheinander geworfen. So eilig wir gekommen, so eilig stürzen wir wieder davon, unser Glied zu erreichen. Die erschrockenen Leute konnten nun ihre Sachen wieder einräumen, wenn sie es nicht vorzogen, alles liegen zu lassen, denn nach 5 Minuten vielleicht stürmte wieder eine Schar durchs Haus, um in derselben Weise alles zu durchwühlen. Mehr als zwei- oder dreimal konnte der Einzelne solches Manöver nicht mitmachen, denn wir brauchten unsere Kräfte. War auch das Suchen oft umsonst, was an Brot vorhanden war, das fanden wir doch und so gab es schließlich für jeden doch einige Brocken.

Die Kälte wurde immer heftiger, die Wege waren spiegelglatt getreten, es war ein Marsch, der forderte, was Mann und Pferd überhaupt zu leisten vermochten. Große Scharen Raben begleiteten uns mit ihrem heiseren Gekrächze, nicht umsonst, eine ziemliche Zahl Pferde ging zu Grunde. Diese treuen Tiere thun ihre Schuldigkeit angetrieben zur letzten Kraft, bis sie mit einem Male sich aufbäumen und tot zusammenstürzen oder bis sie kraftlos zusammensinken und den Todesstoß erwarten. Auch die Kraft der Menschen ging allmählig zu Ende, in den Dörfern, durch die wir in der Nacht kamen, blieben ganze Trupps zurück, welche meinten, nicht weiter zu können. Ich sagte mir: „so lange andere noch marschieren können, kannst du auch“, und ich konnte es auch.

Nachts 10 Uhr kamen wir in Baignes oder Velle le Châtel zur Ruhe. Am anderen Tag hatten wir Ruhetag, da kamen die Nachzügler alle wohlbehalten an.

Bei diesen ungeheuren Strapazen in diesen Tagen ist es recht deutlich geworden, welcher Unterschied besteht zwischen Gesundheit und Kraft. Die Grundlage jeglicher Kraft ist die Gesundheit, erworben aber wird die Kraft allein durch Uebung. Es kann bei sehr guter Gesundheit die Kraft eine verhältnismäßig geringe sein, weil die Uebung fehlt und es kann bei weniger guter Gesundheit die Kraft infolge vieler Uebung eine verhältnismäßig große sein. Bei Strapazen werden Anfangs die im Vorteil sein, welche infolge vieler Uebung ihre Kraft sofort ganz zur Verfügung haben, aber zuletzt werden die doch mehr leisten, welche in ihrer noch nicht zur Kraft entwickelten Gesundheit eine Reserve haben, die jenen fehlt. Ich war so glücklich, daß ich zu diesen letzteren mich zählen durfte. An Kraft anderen zumal anfangs weit nachstehend, kräftigte sich mein Körper unter den Strapazen zusehends und meine zähe Gesundheit half mir alle Märsche gut überwinden. Auch das habe ich während des Feldzugs erkannt, daß ein geschonter Körper schließlich Strapazen am besten erträgt. Wer noch nie gehungert hat, erträgt den Hunger am besten und wer noch nie bis zur Erschöpfung sich ermüdet hat, erträgt große Strapazen am besten und wer sich immer gegen die Kälte geschützt hat, erträgt die Kälte am besten. Seinen Körper schonen, ist die beste Abhärtung desselben. Das Schonen, das ich meine, hat aber nichts zu thun mit Verweichlichen und kann im arbeitsreichsten Leben geschehen.

Am letzten Tage des Jahres zogen wir in Vesoul ein. Ueber die Absichten und Bewegungen des Feindes war man immer noch im Ungewissen. Wir verdankten dem 3 Ruhetage in Vesoul am 1., 2. und 3. Januar. Hier traf ich

mit guten Freunden aus anderen Regimentern zusammen, mit Graf V. von Helmstadt, Julius Schieck und anderen Bischofsheimern, mit R. Wilckens und L. Laule von den schwarzen Dragonern. Letzterer lud Wilckens und mich zu einer Tasse Chokolade in ein Restaurant. Ich wollte, ich könnte das Treiben, das an solchen Ruhetagen in den Wirtshäusern herrschte, beschreiben. An dem einen Tisch sangen sie: „Und wir sitzen so fröhlich beisammen und wir haben einander so lieb", am anderen Tisch: „Die Röslein blühen im Thale, Soldaten ziehen ins Feld" und an jedem Tische sangen sie, als ob es das Heil des Vaterlandes gelte, die andern zu übersingen, an einem andern Tisch erzählte einer eine drollige Geschichte und schlug dabei auf den Tisch, daß es krachte, an einem anderen Tisch führten zwei ein Käsperlestheater auf, dabei ein Gedränge von Menschen, ein Geschrei, ein Gejubel, ein Qualm, daß man selber Soldat sein mußte, um daran seine Freude zu haben. Wer etwas zu kochen hatte, machte sichs da zurecht, in der Küche derselbe Trubel. Hier kochten wir uns denn auch unsere Chokolade.

Am 3. Januar erhielt ich die Gefreiters-Knöpfe, ich bedauerte es beinahe, denn ich mußte deswegen am selben Tage sofort auf Wache ziehen als Kommandant derselben und ich hatte auf den Abend mit Freunden von den gelben Dragonern eine Zusammenkunft verabredet.

Es war allmählig Klarheit darüber gewonnen worden, daß Bourbaki uns gegenüberstehe, und daß jeder Tag die entscheidende Schlacht bringen könne. Am 4. Januar verließen wir Vesoul und bezogen bei Villersexel Gefechtsaufstellung, Quartiere erhielten wir in Trevey. Am 5. kamen wir, immer in Fühlung mit dem Feind, in der Nacht in Dampierre an und konnten uns hier ein Unterkommen suchen, wenn wir eines fanden. Dampierre hat kaum 1200 Einwohner, in dieser Nacht kampierten darinnen noch 8000

Soldaten mit 800 Pferden. Das Häuslein, in dem wir unterkamen, war mit Soldaten vollgepfropft vom Keller bis unter die Ziegel, Infanteristen, Artilleristen, Kavalleristen, Badenser, Preußen, alles durcheinander. Hungrig waren wir alle, wir hatten den ganzen Tag noch nichts gefaßt und auch jetzt gab es nichts. Unsere Hausleute hatten noch einen Laib Brot, den gaben sie mir ohne weiteres. Sie sahen wohl, da ist nichts zurückzuhalten. Im Nu war er aufgeschnitten und verteilt, er reichte weitaus nicht für alle, die in der Stube waren, jedem ein Stück. Ich wurde später oft an dieses Brotverteilen erinnert. So lange ich in Kälbertshausen Pfarrer war, führte mein Weg mich oft durch Bargen. Auf der Straße zwischen Bargen und Flinsbach war damals ein unfreundlicher, mürrischer Geselle als Straßenwart beschäftigt. Er grüßte nicht und wenn ich ihn zuerst grüßte, dankte er nicht. Mit einem Male wurde der Mann freundlich. Wenn er mich sah, rief er mir schon von weitem einen Gruß zu, ging auch wohl ein Stück Wegs mit mir und unterhielt mich. Zufällig erfuhr ich, was diese Umwandlung verursacht hatte. Dieser Straßenwart war auch Soldat gewesen und war unter denen, die von diesem Laib Brot ein Stück erhalten hatten. Von Uebelhör hatte er erfahren, daß ich der Freiwillige gewesen sei, der dort den Laib Brot verteilt.

Nachts 1 Uhr traf der Befehl zum sofortigen Aufbruch nach Vesoul für unser Regiment ein. Es war keine Kleinigkeit, aus dem Wirrwar sich herauszuwinden. Als wir das Haus verließen, schüttelten andere, die keinen Platz mehr gefunden und vor dem Hause sich ein Feuer angezündet hatten, den Schnee von ihren Mänteln und waren um die leer gewordenen Plätze froh. Im Schneegestöber marschierten wir bis zum Tagesanbruch und bezogen bei Vesoul eine Gefechtsaufstellung, hier wurde den ganzen 6. Januar hindurch die Schlacht erwartet. Bourbaki griff aber nicht an. Es

hatte aufgehört zu schneien, war aber recht kalt, doch wurde die Zeit uns nicht lang. Die Magazine in Vesoul wurden geräumt, da gab es Fleischkonserven in Blechbüchsen, da gab es auch wieder einmal Cigarren, die berühmten Liebesgaben-Cigarren. Zündete man solch einen Glimmstengel an, dann fing er zunächst an sich zu krümmen, Rauch gab es, daß es eine Freude war, obgleich äußerlich betrachtet, die Cigarre nicht zu brennen schien, denn das Deckblatt blieb unversehrt. Mit einem Male kams einem glutheiß in den Mund und zugleich brach die Glut ganz hinten durch das Deckblatt durch, dann hatte die Herrlichkeit ein Ende. Oder solch ein Ding fing an lichterloh zu brennen. Und doch waren wir um diese Cigarren oft so froh. Abends bezogen wir Quartiere in Pusey.

Am 7. Januar machte unser Bataillon mit 8 anderen Bataillonen einen Vorstoß in südöstlicher Richtung nach Velle le Châtel. Der Feind war abgezogen. Daraus ließ sich mit Bestimmtheit schließen, daß ein Angriff auf Vesoul nicht erfolgen werde und weitere Beobachtungen ergaben mit Sicherheit, daß der Feind Belfort zu strebe. Vom 8. auf den 9. Januar hatten wir in Vesoul Quartiere, am 9. früh 4 Uhr wurde allarmiert, bis 7 Uhr standen wir noch in Vesoul unter dem Gewehr, dann marschierten wir Lure zu und bezogen vor der Stadt Gefechtsaufstellung, die Nacht brachten wir in der Stadt zu.

Die Entscheidung konnte nicht mehr fern sein, denn auf gleicher Höhe mit unserm Korps marschierten die 4 Korps Bourbakis, beide Heere mit demselben Ziele Belfort. Am 9. Januar faßte General von Werder im Flankenangriff bei Villersexel den Feind, in der Absicht, nicht hier die Entscheidung zu schlagen, sondern den Feind aufzuhalten und zu verwirren. Bourbaki ließ sich täuschen, er meinte, Werder biete ihm hier die Entscheidungsschlacht an, und ließ seine 4

Korps hier aufmarschieren. Es war indessen nur eine Division, die hier den Feind angriff und während Bourbaki seine Massen aufmarschieren ließ, zogen wir ab Belfort zu. Die hier gewonnene Zeit hat uns den Vorteil gegeben, der schließlich zum Sieg führte.

Während des 10. Januar stand unser Regiment gefechtsbereit in der Nähe von Villersexel im tiefen Schnee, nachts wurde weiter marschiert nach Ronchamp. Wie unsere Lage war, das wußten wir Soldaten nicht, daß der Feind uns mehr als dreimal an Zahl überlegen war, davon hatten wir keine Ahnung, aber daß unser ganzes Korps geschlossen beisammen war und daß eine schwere Entscheidung täglich erwartet wurde, war uns doch klar geworden. Wir sehnten uns auch nach einer Entscheidung. Das hastige Marschieren, meist bei der Nacht, das zum Gefecht bereit stehen am Tage im Schnee, die schlechten Quartiere, die geringe Verpflegung, dabei die heftige Kälte, das alles weckte das Verlangen, endlich aus dieser Ungewißheit herauszukommen. Als darum bei dem Marsche nach Ronchamp es durch die Reihen ging: „morgen wird Belfort gestürmt", da zweifelte keiner von uns an der Richtigkeit dieses Gerüchts. In dieser Zeit kam ein Lied auf, das unsere Großväter wohl 1812/13 gesungen hatten nach dem unglücklichen Feldzug Napoleons nach Rußland und das wir nun sangen, statt „Russen" das Wort „Franktireurs" einsetzend. Ich weiß leider nur noch einen kleinen Teil einer Strophe, der hieß:

Denn die Franktireurs von allen Seiten
Wollen uns den Paß abschneiden,
Es wär ja besser wir hätten Frankreich
Noch niemals gesehen,
Ach wie wirds uns noch gehn.

Das Lied hatte eine schwermütige Melodie. Wer aber

von diesem Liede aus auf eine verzagte Gesinnung hätte schließen wollen, hätte sich sehr getäuscht.

Die Stimmung war keineswegs gedrückt, aber ernst. Wir zweifelten nicht im geringsten daran, daß wir die Festung nehmen würden, wenn man uns zum Sturm führe, so gut wir den Eisenbahneinschnitt bei Nuits genommen hatten. Aber wir wußten auch, welche Opfer der Sturm kosten würde.

Spät erreichten wir unser Quartier, um 3 Uhr am andern Morgen sollte wieder aufgebrochen werden. Unsere Korporalschaft hatte ihr Unterkommen in einem ärmlichen Hause, in dem nur eine alte Frau schaltete. Wir streuten Stroh auf und legten uns zu kurzem Schlaf nieder. Maier von Grünwinkel blieb auf, schälte Kartoffeln, faßte dann, als die Proviantwagen angekommen waren, unser Fleisch und kochte. Um halb 3 Uhr hieß es: „auf, zum Essen!“ Ich hatte unruhig geschlafen, ich hatte im Schlaf immer das Gefühl gehabt, als ob sich jemand an mir zu schaffen mache. Als ich erwachte, lag außer meinem Mantel ein Frauenrock auf mir und das alte Weib saß auf einem Schemel neben meinem Lager. Während wir unsere Kartoffelschnitze und unser Rindfleisch aßen, frug ich Maier, wer mich mit dem Rock zugedeckt habe. Er sagte mir: „du hast dich immer von einer Seite auf die andere geworfen und dadurch den Mantel von dir geschoben, da hat die Frau sich neben dich gesetzt und den Mantel immer wieder über dich gezogen und schließlich noch den Rock geholt und dich damit zugedeckt.“ Ich konnte nur denken: „der liebe Gott vergelte dem Weibe die Barmherzigkeit, die sie an mir armem Menschenkinde that.“ Während wir noch aßen, kam die Meldung, „es wird erst um 6 Uhr abmarschiert.“ Wie froh wir müden Menschen um diese 3 Ruhestunden waren, läßt sich nicht sagen. Als ich mich wieder niederstreckte, da fielen mir auch schon die Augen zu. Ich zwang sie noch

einmal auf, richtig, da saß die Alte wieder, mich zuzudecken. Wie beruhigt schlief ich nun ein!

Um 6 Uhr brachen wir auf, bald hörten wir den Donner der Belagerungsgeschütze, bald sahen wir auch Belfort vor uns liegen. In Echénans bezogen wir nachmittags Quatiere. In dem Hause, das unserer Korporalschaft zugewiesen war, lagen einige württembergische Artilleristen von den Belagerungstruppen. Es war ein stattliches wohlhabendes Bauernhaus. Unsere erste Frage an die württemberger Kameraden war: „hier ist ein gutes Quartier?" Da fingen sie an zu klagen über die Unfreundlichkeit der Leute, die ihnen den schlechtesten Raum im Hause zum Quartier gegeben.

„Und das laßt ihr euch gefallen?"

„Ja, was wollen wir machen? Es wird euch nicht besser gehen."

Da lachten wir und quartierten uns ein, wie wir es gewohnt waren, indem der Unteroffizier und ich mit dem Bauern durch das Haus gingen und dann abteilten: „das ist jetzt unser und das euer." Es war reichlich Raum für die Leute und uns. Das gefiel den Württembergern und schmunzelnd kamen sie mit ihren Habseligkeiten in die warme Stube und meinten: „ihr Badenser seid aber Kerl."

Dann kam die zweite Frage: „giebt es hier Wein?" Da fingen die biederen Schwaben von neuem an zu klagen: „wir sind seit 4 Wochen hier und haben noch keinen Tropfen Wein zu schmecken bekommen." Uns wollte es scheinen, als ob es in so großem Hause wohl auch Wein geben könne und wir frugen den Hausherrn. Seine Antwort war: „rien du tout, du tout, du tout." Wie oft hatten wir das gehört! Wir wußten, wie viel solche Beteuerungen zu bedeuten hatten.

„Wir haben Geld, wir bezahlen den Wein."

Der Mann blieb dabei: „rien du tout."

„Dann suchen wir."

„Eh bien, cherchez."

Es dauerte keine Viertelstunde, da dampfte schon eine Schüssel mit heißem Wein auf dem Tische. Das gefiel den Württembergern über die Maßen.

Als wir frugen: „was ist denn hier los?" da kam das dritte Klagelied: „jeden Tag dasselbe, wir schießen hinaus und die Franzosen schießen heraus, wir vergehen in dem langweiligen Einerlei."

Da sagten wir: „nun paßt auf, jetzt, da wir kommen, geht's los." Die neuen Kameraden wurden nicht müde, unsere Heldenthaten anzuhören und uns anzustaunen, am meisten aber imponierte ihnen, daß sie durch uns ein so gutes Quartier und den Weg zum Weinfäßlein gefunden hatten.

Der folgende Tag, es war der 12. Januar, brachte mir eine Ueberraschung. Der Hauptmann unserer Kompagnie eröffnete mir, ich sei von heute an zur ständigen Ordonnanz bei dem Kommandeur des Regiments, Herrn Oberstlieutenant Hofmann kommandiert. Mit Rücksicht auf meine Verwundung habe man mich dazu bestimmt. Meine Aufgabe sei, den Herrn Oberstlieutenant überall hin zu begleiten, seine Karten ihm zu tragen und dergleichen. Ich trennte mich ungern von den treuen Kameraden der Kompagnie, andererseits freute ich mich dieses Auftrags. Ich schnallte meinen Tornister an den Kompagniewagen und meldete mich zu meinem Dienst.

Wir hatten an diesem Tage Ruhetag in Echénans und ich machte zunächst die Bekanntschaft der Diener des Herrn Oberstlieutenants und seines Adjutanten und der Regimentsschreiber und merkte bald, daß jeder dieser kleinen Herren eine andere Auffassung meiner Aufgabe hatte. Jeder meinte, ich sei speziell zu seiner Bequemlichkeit daher kommandiert, der eine, um ihm für seine Pferde gute Ställe zu suchen und

seine Pferde zu halten; der andere, für ihn und die andere Gesellschaft das Fleisch zu fassen, der dritte, das Kochen zu besorgen u. s. w. Ich merkte gleich an diesem Tage, wie schlimm es dem Soldaten geht, wenn er nicht gute Kameraden hat. Der Dienst selber, zu dem ich kommandiert war, wäre ein schöner gewesen, in der Begleitung des Regimentskommandeurs hätte ich Gelegenheit gehabt, überall dabei zu sein und es wäre mir eine Freude gewesen, meine Aufgabe auch gut zu erfüllen, aber es ist nicht so geworden. Wir trafen es zudem mit den Quartieren schlecht. Das erste, vom 12. auf den 13., war in einem reichen Hause. Ich ging in eine der Stuben des geräumigen Hauses, weil ich meinte, daß da unser Quartier sein werde, hatten wir doch erst am Tage zuvor den Württembergern auseinandergesetzt, daß die Soldaten nicht in den Hausgang, sondern in die Stube gehören. Auf dem Tisch lag ein Apfel, den ich zu schälen und zu verzehren begann. Während ich noch damit beschäftigt war, erschien die Haushälterin und überhäufte mich mit Scheltworten und zwar, ich traute meinen Ohren kaum, in deutscher Sprache. Ich erwiderte ihr: „Tant de bruit pour une pomme?“ *) Einen Augenblick war sie über meine französische Rede ebenso erstaunt wie ich vorher über ihre deutsche, dann ging es von neuem mit Schelten über mich los. Ich sah sofort ein, daß ich gegen diese Beredsamkeit nicht aufkommen könne, that als wäre ich taub und aß ruhig meinen Apfel weiter. In eine Stube kam ich aber nicht mehr, die waren für uns verschlossen. Ich dachte an die Württemberger und an die guten Lehren, die wir ihnen gegeben hatten. In keinem Quartier habe ich so gefroren als in diesem ungastlichen Hause. In der Nacht brachte ich eine Meldung über den Marsch des andern Tages in das

*) „So viel Lärm um einen Apfel?“

nächste Dorf. Ich glaube, zu solchem Ueberbringen von Befehlen war ich auch nicht hierher kommandiert. Am 13. Januar bezogen wir ein Bivouak zwischen Echénans und Mandervillars, nachmittags Gefechtsstellung hinter Brevilliers und abends Quartiere in Chatenois. Der Tag war bitter kalt gewesen, wir waren von dem Stehen im Schnee durchfroren und hatten den ganzen Tag nichts gegessen. Die Hoffnung auf ein gutes Quartier und Verpflegung wurde wieder zu Schanden. Das Haus, das dem Herrn Oberstlieutenant zugewiesen war, entsprach ihm nicht, so suchte er sich ein anderes Quartier, aber alle Häuser lagen schon voller Soldaten. Offiziere luden ihn ein, ihr Quartier zu teilen, er nahm es an und wir, die wir zu seiner Begleitung gehörten, fanden in einem mit Soldaten vollgestopften Raum ein schlechtes Unterkommen, ebenso die Pferde, die vor Kälte in der Nacht schrieen. Der Bauer gab mir für Geld und gute Worte ein Stück Speck, sonst hätte ich erproben können, ob ein Mensch in bitterer Kälte länger als 24 Stunden ohne Nahrung es aushalten kann.

Am 14. bezogen wir früh 7 Uhr Bivouak und Gefechtsaufstellung bei Chatenois. Es war wieder bitter kalt, 14 Grad unter Null, zu essen gab es nichts. Nachmittags suchte ich meine Kompagnie auf und meine Korporalschaft, da teilten sie gerne das wenige, das sie hatten, mit mir. Dann meldete ich mich durch den Feldwebel beim Herrn Regimentsadjutanten und bat, wieder zur Kompagnie versetzt zu werden. Dies geschah denn auch. Der einzige Dienst, den ich während dieser zwei Tage dem Herrn Oberstlieutenant zu leisten hatte, war der, ihm ein größeres Goldstück zu wechseln. Bei dem Suchen nach Einem, der mir es wechsle, geriet ich in das Haus, in dem der Kommandeur der Brigade, Herr Oberst von Wechmar einquartiert war. Als er hörte, was ich suche, wechselte er mir das Geld.

Bitter war mirs, daß mein Tornister, den ich zu meinem neuen Dienste abzulegen hatte, dabei abhanden gekommen ist. Als der Kompagniewagen nach der Schlacht bei Belfort wieder zu uns kam, war mein Tornister gestohlen. Es that mir hauptsächlich um meines zerschossenen Kessels wegen leid. Einen Tornister hatte ich bald wieder. Bei Chenebier auf dem Schlachtfelde gab es genug.

X. Belfort.

Am Morgen des 15. Januar marschierten wir durch Nommay und Charmont. Wir hatten eben vor diesem Dorfe Gefechtsaufstellung genommen, die Gewehre zusammen gesetzt, Stroh herbei geschafft und Feuer angezündet und einen Kessel mit Wasser über das Feuer gehängt in der Hoffnung, daß sich mit der Zeit auch noch etwas finden werde, das sich darin kochen lasse, kurz, wir hatten uns wieder eingerichtet, um den Tag im Schnee zuzubringen, als vor unserer Front Schüsse fielen. Die denkwürdige dreitägige Schlacht vor Belfort hatte begonnen. Im Nu waren wir bereit und marschierten über das Schneefeld dem Gewehrfeuer zu. Die Lisaine, ein klares, tiefes Wasser, das sein Bett bis an den Rand füllte, kreuzte unsern Weg. Der Bach war etwa 6 Fuß breit, an einzelnen Stellen schmäler, so daß er leicht zu überspringen war, an andern Stellen breiter. Ich sprang unvorsichtiger Weise ohne zu prüfen da nach, wo ich einen Andern sich hinüberschwingen sah. Noch heute erfüllt mich die Erinnerung mit Unbehagen. In dem Augenblick, als ich abgesprungen war, erkannte ich, daß die Stelle für meine Kraft fast zu breit war. Ich streckte mich im Sprung und erreichte auch glücklich das andere Ufer. Wäre ich einen Zoll kürzer gesprungen, so wäre ich wieder rückwärts in das tiefe kalte Wasser gestürzt. An Armen, die mir heraus geholfen hätten, hätte es nicht gefehlt, aber wie ich das kalte Bad ertragen hätte, weiß ich nicht.

Wir kamen bald in den Bereich des feindlichen Feuers. Wir gehörten offenbar zur Reserve, denn wir wurden zugsweise bald da bald dorthin geworfen, ohne in das Gefecht mit einzugreifen. Eine Zeitlang standen wir im Granatfeuer. Drei Granaten gingen hart über unsere Köpfe weg, sie waren gut gezielt, nur ein wenig zu hoch, zu unserm Glück. Das sind unbehagliche Minuten, wenn man das unheimliche Geschoß auf sich zusausen hört und deutlich erkennt, wie genau es die Richtung hat und näher kommt. Als diese drei Granaten über uns weggingen, war es unsere Aufgabe, geschlossen still zu stehen. Da ist es viel schwerer, der Gefahr zu trotzen als beim Marschieren, da zeigt sich aber auch der Geist einer Truppe. Wer ein guter Soldat sein will, der streckt sich, wenn die Granate kommt, noch einen halben Zoll und rührt dann kein Glied. In dem Augenblick aber, in dem die Granate über die Köpfe weg zieht, so nah, daß man mit dem Bajonett sie berühren könnte, da atmet keiner, deß bin ich gewiß; ist sie aber vorüber, dann kommt ein stilles Gottlob aus jedem Herzen. Es war ein Glück für uns, daß es hinter uns steil bergab ging, die Geschosse also, wenn sie nur erst über uns weg waren, noch eine ziemliche Strecke weit flogen, ehe sie den Boden berührten und uns, wenn sie krepierten, nichts mehr schadeten. Das Her- und Hinmarschieren ging bis in die Nacht hinein, endlich kamen wir in Allarmquartiere in Bethoncourt. Hier in Bethoncourt blieb unser Bataillon auch während der zwei folgenden Tage.

Bethoncourt lag am südlichen Ende unserer Westfront. Eine Stunde hinter uns lag Belfort mit einer Besatzung von 15 000 Franzosen, davor die deutsche Belagerungsarmee. Um diese herum legte sich in einem Halbkreis unser 14. Armeekorps, um den Stoß Bourbaki's aufzuhalten. Die Linie, welche wir einnahmen, lehnte sich rechts an die Vogesen, zog von da vier Stunden lang nach Süden, mit der Front nach

Westen, wendete dann in rechtem Winkel sich nach Osten in einer Entfernung von ebenfalls vier Stunden bis an die Schweizer Grenze. Der Stoß der Franzosen war gegen die nach Westen sich wendende Linie gerichtet. Diese Linie ist bezeichnet durch die Ortschaften Frahier, Chenebier, Chagey, Héricourt, Bussurel, Bethoncourt und Montbéliard, das alte Mömpelgard, welche alle im Thale der Lisaine liegen. Hinter diesem Bach zogen sich unsere Stellungen hin, teilweise sich anlehnend an den Damm einer Eisenbahn, welche das Thal seiner Länge nach durchzieht. Das Thal der Lisaine trennte den Feind von uns, dieses Thal ihn nicht überschreiten zu lassen, darum handelte es sich. Zur Verteidigung dieser Linie hatte General von Werder 38 000 Mann mit 140 Geschützen. Uns gegenüber standen 140—150 000 Franzosen mit 360—400 Geschützen, eine fast vierfache Uebermacht.

Die Brücken über die Lisaine waren abgebrochen, die Dörfer zur zähen Verteidigung hergerichtet, aber eine günstige Stellung hatten wir nirgends. Die Lisaine fror bei der grimmen Kälte zu, dieses Hindernis fiel also für den Feind weg; die Festung in unserem Rücken hinderte jede freie Bewegung; unsere Linie war dabei so lang, die Verbindungswege so gering, daß die Aufgabe, die unser Korps zu lösen hatte, eine überaus schwere war. Aber da waren wir nun, hier sollte die Entscheidung fallen. Wie viel auf dem Spiel stand, ahnten wir nicht. Daß aber stundenweit zur Rechten und Linken von uns auch gekämpft wurde, erkannten wir an dem Kanonendonner. Sobald am 16. der Morgen graute, sandten die Batterien sich wieder ihre Grüße zu. Wir standen den ganzen Tag in den Gassen von Bethoncourt, das die Franzosen mit Granaten und Chassepotkugeln überschütteten. Hier machten wir auch zum erstenmale die Bekanntschaft der Mitrailleusen. Zwei Versuche der Feinde, bei un

ferm Dorfe über das Thal zu dringen, die von den unten liegenden Kompagnien blutig zurückgewiesen wurden, sahen wir von hier oben mit an. Unsere Hülfe war nicht nötig. Wir hatten Wein, den wärmten wir uns. Die armen Einwohner des Dorfes saßen zusammengekauert in ihren Kellern und wagten sich nicht hervor. So verging für uns der 16. Januar.

In der Nacht vom 16. auf 17. lag unsere Korporalschaft in dem obersten Hause unseres an dem Berge hinauf gebauten Dorfes. Wir lagen in einer kleinen Stube im zweiten Stock. Mir wurde es da zu schwül, so nahm ich Gewehr und Helm und ging herunter in den unteren Raum, wo noch einige andere am Kaminfeuer lagen. Es war etwa morgens 3 Uhr. Kaum hatte ich mich auf das Stroh gestreckt, als es unten im Dorfe Generalmarsch schlug. Im Begriff hinaus zu eilen, fiel mir auf, daß oben sich noch nichts rührte. Sie hörten den Trommelschlag nicht. Ich tastete mich wieder hinauf an die Thüre und rief hinein: „es schlägt Generalmarsch!“ Unvergeßlich bleibt mir die Wirkung dieses Rufes. Nicht ein Wort wurde gesprochen, aber ein Gestampfe ging los, wie es eben entsteht, wenn zwanzig Männer mit einem Schlag aufspringen und jeder nach seinem Tornister, Helm und Gewehr greift und unmittelbar hinter mir kamen sie die Treppe herunter und das alles in der dichten Finsternis. In der That, das waren kriegsgeübte Soldaten.

Das Schauspiel, das sich uns bot, war großartig schön, wenn man seine Bedeutung vergessen konnte. Der uns gegenüberliegende Wald sprühte Feuer. In die dunkle Nacht hinein machten die Franzosen nach unserm Dorfe zu ein Schnellfeuer. Was es bedeuten sollte, ob es die Einleitung sein sollte zu einem ernsten Angriff, oder ob sie sich selbst damit wach und warm erhalten oder uns auch nicht schlafen lassen wollten, da sie vor Kälte nicht schlafen konnten, wußten wir

nicht. Zur Sicherheit wurden wir herunter in unsere Stellung zu den dort liegenden Truppen in die Lücken gezogen. Einen halsbrecherischen Hang ging es hinunter, zuletzt eine hohe steile Böschung, dann standen wir auf dem Eisenbahndamm, wo unsere Stellung war. Hinter uns erhob sich der steile Hang, vor dem Eisenbahnkörper ging es noch eine Strecke weit bergab, dann dehnte sich vor uns das Thal der Lisaine. Dieses Thal beherrschten wir von hier aus gut, aber wir selber hatten keinerlei Schutz als die Eisenbahnschienen mit ihrem ein halb Fuß hohen Unterbau. Auf dem Boden liegend mochte man notdürftig gedeckt sein. So viel erkannten wir in der Dunkelheit. Es war bitter kalt, uns aber wurde bis zum Tagesanbruch warm, denn wir benutzten die Dunkelheit, um von der zusammengefrorenen Steinmasse, auf der die Schwellen lagen, mit dem Faschinenmesser Steine loszubrechen, um vor uns eine kleine Schutzwehr aufzurichten und um ein wenig Holz beizutragen, denn das sahen wir, wir mußten uns für den folgenden Tag in diesem Schnee und Eis häuslich einrichten. Es war nicht der Rede wert, was wir zum Schutze unserer Stellung fertig brachten und als es Tag wurde, da lehrten es uns die Franzosen, uns auf den gefrorenen Boden hinter die Schienen zu legen und zu erproben, wie lange wir das aushalten konnten.

Das schneebedeckte Thal mochte etwa 7—8 Minuten breit sein. Jenseits desselben begann der Wald, der sich die uns gegenüberliegende Höhe hinaufzog. Dieser Wald verbarg uns den Feind. Die Franzosen aber, die unten am Rande des Waldes sich bewegten, konnten wir deutlich erkennen, wir hörten ihre Rufe und sahen ihre einzelnen Bewegungen. Unsere Gewehre trugen bis hinüber. Es war uns aber der allgemeine Befehl gegeben, nicht unnötig zu schießen. Wer schießen wollte, der konnte, an Gelegenheit fehlte es nicht, aber es hatte bei der für unser Gewehr großen Entfernung

keinen Zweck. Die französischen Chassepots reichten aber bequem zu uns herüber und die Franzosen konnten es nicht lassen, auf jeden von uns, der sich sehen ließ, zu schießen. Unmittelbaren Schaden haben sie uns damit nicht zugefügt, aber sie zwangen uns, auf dem gefrorenen Boden hinter den Eisenbahnschienen liegen zu bleiben. Wo sich einer erhob, da flogen die blauen Bohnen nach ihm herüber. Um einige herumschwirrende Kugeln, auch wenn man wußte: „sie gelten alle speziell mir", machte man sich nicht viel, aber zu lange darauf vertrauen: „es wird mich nicht gerade eine treffen", war doch zu gewagt. So lagen wir denn im Schnee auf dem Boden. Zu Zweien rückten wir zusammen und unser Geschäft war, zu frieren und dabei ein kleines Feuerlein zu unterhalten, die nassen gefrorenen Zweige allmählig zu trocknen und in Brand zu bringen. Wärmen konnte man sich an solchem Feuerlein nicht, aber die Zeit ein wenig mit vertreiben. Auf die Dauer war es aber unerträglich, auf dem kalten Boden im Schnee zu liegen. Unbekümmert um die französischen Kugeln sprangen wir auf und trotteten auf unserem Damm herum.

Gegen Mittag wurde es milder, es fehlte nicht mehr viel zum Tauen. Da rafften die Feinde sich zweimal zusammen, um einen ernsten Angriff auf uns zu versuchen. Laute Signale verkündeten, daß sie etwas vorhatten. Auf einer offenen Fläche im Walde sammelten sich ihre Kompagnien, um zum Angriff vorzugehen. In den Bereich unserer Gewehre kamen diese Kolonnen aber nicht. Unsere Artillerie sprengte sie jedesmal auseinander. In dem Augenblick, in dem sie ihren Aufmarsch vollendet hatten, trieben unsere Geschütze ihre Granaten in ihre Reihen. Unvergeßlich sind mir die Augenblicke, wo wir mit unseren Augen dem Sausen unserer Granaten folgten. Mit unheimlicher Genauigkeit fuhren sie mitten hinein in die Menschenmassen. Kein Ruf der Freude

über die Vereitelung des Angriffs auf uns wurde laut, es war nicht möglich, die armen Kerle dauerten uns, die wie Schafe zur Schlachtbank geführt wurden. Sie hielten nicht aus, sie stürmten auch nicht vorwärts zum Angriff: wie eine Schar Sperlinge, unter die ein Schuß fällt, so stoben sie auseinander, die Stelle aber, wo die Granaten eingeschlagen, bezeichnete ein großer dunkler Kreis im Schnee.

Immerhin war ein Angriff gerade an unserer Stelle zu erwarten und ein ernster Angriff hätte uns auch schwere Arbeit gemacht, darum wurden im Laufe des Nachmittags einige Kompagnien preußischer Landwehr in unsere Lücken eingeschoben. Es waren ältere Männer, die Weib und Kind daheim hatten. Ihr Kommen zu uns wäre fast für sie und uns verhängnisvoll geworden. Diese Landwehrleute trugen keine Helme, sondern den französischen Käppis ähnliche Kopfbedeckungen. Unsere Artillerie hielt sie für Franzosen und als dieselben auf unseren Damm marschierten, meinte unsere Artillerie, wir hätten unsere Stellung den Franzosen geräumt und warf einige Granaten auf unseren Damm. Die erste Granate war etwas zu lang und flog in die Lisäne, die zweite etwas zu kurz, die dritte und vierte flog mitten auf unsern Damm. Unsere Bestürzung war groß, weil unser erster Gedanke sein mußte: „wir sind umgangen und werden im Rücken angegriffen." Zum Glück klärte sich das Mißverständnis, das von dritter Seite beobachtet worden war, auf, ehe bei uns Verwundungen vorkamen. Einem Soldaten unserer Kompagnie hatte ein Granatstück den Absatz am Stiefel weggerissen, einem anderen die Hose längs des Beines aufgeschlitzt.

Gegen Abend fingen die Franzosen an, ihre Stellungen zu räumen. Das war ein Anblick, bei dem wir uns freuten. Wir hatten alle genug. Ich zumal hatte genug. Mich fing ein Fieberfrost an zu schütteln. Ich bat unsern Lieutenant, in das Dorf gehen zu dürfen. Oben in einer warmen Stube

war der Anfall rasch vorüber. Ich benutzte die Mußestunden zu einer friedlichen und unaufschiebbaren Beschäftigung. Nun die Franzosen abzogen, war dazu günstige Zeit. Meine Hose ging auseinander, die Näte waren verschiedentlich geplatzt. So machte ich mich ans Flicken. Als ich die Näte auseinanderbog, machte ich eine Entdeckung, die mich nicht überraschte, aber noch weniger erfreute. In den Falten saß es weiß und klein, ein Punkt am andern. Ich brauchte keinen zu fragen, was das sei, ich wußte es, daß das Kleiderläuse sind. Schon in Dijon hatte es einmal geheißen: „Die 5er haben Läuse." Damals sagten die Grenadiere: „so was kommt bei uns nicht vor." Es kam aber doch vor und es dauerte nur noch ein paar Tage, da wußte man, das ganze Regiment hat Läuse. Nun wußte ich auch, was mich schon in der Nacht auf den 1. Januar in Vesoul so gebissen hatte. Ich gehörte zu den glücklichen Menschen, die in der Kaserne von den Tierlein, die dort heimisch sind, nicht belästigt wurden. Die Kleiderläuse verschonten mich aber nicht. Sie waren eine große Plage. So lange wir in der Kälte marschierten, zogen sie sich in die Falten der Näte zurück, wenn wir aber müde ins Quartier kamen und anfingen, warm zu werden und schlafen wollten, dann kamen diese Plagegeister hervor und peinigten uns bis aufs Blut. Sich gegen sie zu schützen, war nicht möglich. Sie machten es wie rechte Kriegsleute. Erst kamen einige Plänkler und eröffneten das Gefecht, bald aber riefen sie alle Mann aufs Schlachtfeld. Das einzige wirksame Mittel wäre gewesen: frische Kleider. Die gab's eben nicht. So oft es uns möglich war, schütteten wir über unsere Unterkleider kochendes Wasser und schliefen die Nacht über nur in Hose und Rock bis Hemd und Unterhose getrocknet waren. Es war eine schlimme Zeit und es war gut, daß bald frische Hemden und Hosen für uns ankamen.

Am 18. sammelte sich unser Regiment bei la Grange Dâme, Quartiere erhielten wir in Chatenois, am folgenden Tage vereinigte sich die badische Division bei Chenebier, unser Regiment erhielt in diesem Dorfe Quartier. Unser Marsch dahin führte uns über einen Teil des Feldes, auf dem an den vorhergehenden Tagen heftig gekämpft worden war. Am Wege und auf dem Felde lag noch eine Menge toter Franzosen. Bauern waren bei dem traurigen Geschäfte, sie zusammen zu tragen und zu begraben. Chenebier selbst bot einen grausigen Anblick. Hier war es den Franzosen fast gelungen, unsere Linie zu durchbrechen. Am 16. war Chenebier von den Franzosen genommen worden, beim Tagesgrauen zum 17. Januar wurde das Dorf von der Brigade Keller überfallen und den Franzosen wieder entrissen, um noch einmal an die Franzosen verloren zu gehen. Unmittelbar hinter Chenebier gelang es dann den Unsern, sich festzusetzen und alle Vorstöße des Feindes zurückzuweisen. Als wir im Laufe des Nachmittags nach Chenebier kamen, war das Schlachtfeld zum größten Teil geräumt, die toten Deutschen waren begraben, viele tote Franzosen lagen noch draußen. Es scheint, man hat die Arbeit, die Toten zu begraben, mit den Franzosen in der Weise geteilt, daß man ihnen den Teil der Arbeit überließ, von dem man annehmen durfte, daß sie ihn auch gut besorgen würden, ihre eigenen Landsleute zu bestatten. Die Umgebung des Dorfs zeigte überall die Spuren des erbitterten Kampfs. Man sah deutlich, wie an den einzelnen Bäumen die Kämpfenden sich festgesetzt hatten, der Boden war an solchen Stellen zerstampft und ringsum lagen abgeschlagene Gewehrkolben und zerschmetterte Helme, dann wieder sah man deutlich wo die Granaten eingeschlagen hatten, 2, 3 Tote beisammen, von den Sprengstücken zerrissen. An manchen Plätzen war's, wie's in dem Liede hieß:

Man sah fast keinen Boden vor Sterbenden und Toten
Da liegt ein Bein, ein Arm, ach daß es Gott erbarm.

Im Dorfe selbst lagen viele Granatstücke und Bleikugeln es mußte hier geradezu Eisen und Blei geregnet haben. Auf Leiterwagen getürmt wurden die Toten vom Schlachtfeld herbeigeführt, in den Straßen lagen einige tote Pferde. Eine Menge Granaten waren nicht geplatzt, um sie wegzuschaffen warf man sie in einen tiefen Ziehbrunnen. Die Häuser waren zerschossen und überall lagen Verwundete. Kurz ein grausiges Bild der Zerstörung. Der Kampf, der hier gewütet hatte, war offenbar kein regelrechter Kampf mehr gewesen. Offenbar war auf beiden Seiten die Ermattung so groß gewesen, daß der Kampf sich erst entspann, wenn die Kämpfenden handgemein wurden und daß es der Kraftlosigkeit des siegreichen Teils nicht mehr gelang, über die Ermattung des andern Teils völlig Herr zu werden.

Der kommandierende General anerkannte die Leistungen des Korps in der dreitägigen Schlacht durch einen rühmenden Tagesbefehl, der also lautete: „Das 14. Korps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen im Ertragen von Strapazen größter nur denkbarer Art, sowie durch glänzende Tapferkeit dem Vaterland einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzugs zählen wird."

Das Lob, das unserer Ausdauer und Tapferkeit gezollt wurde, hatten wir verdient, unsere Führung muß auch eine meisterhafte gewesen sein, aber wir wollen es auch nicht in Abrede stellen, wir hatten einen starken Verbündeten in der grimmigen Kälte. Wäre es nicht so kalt gewesen, ich weiß nicht, ob es uns 36000 gelungen wäre, 140000, eine drei- bis vierfache Uebermacht, zurückzuwerfen. Die französische Artillerie hat sich in diesen drei Tagen vortrefflich geschlagen, sie war

zudem durch ihre große Zahl der unsern weit überlegen. Die französische Infanterie bestand wohl zum Teil aus jungen noch ungeübten Truppen, aber doch mindestens ebenso viele wie wir, 36000 Mann, waren gediente, kriegsgeübte Soldaten. Mit diesen an einer Stelle unsere dünne Reihe zu durchbrechen, hätte ihnen doch gelingen müssen, denn sie hätten mit den andern 100 000 unsere Truppen längs der ganzen Linie festhalten können. Daß sie nicht dazu kamen, ihre ganze Macht uns gegenüber zur Entfaltung zu bringen, das danken wir der Kälte. Wir Deutsche ertrugen die Kälte viel besser als die Franzosen, einmal weil unser Vaterland ein rauheres Klima hat als das Frankreichs ist, sodann weil wir besser denn jene gekleidet waren und endlich, weil von uns allen bis auf den letzten jeder seinen Mann stellte. Wer nicht von Grund aus gesund und zäh war, war nicht mehr vor Belfort dabei. Wie furchtbar die Franzosen unter der Kälte gelitten haben, schildern französische Offiziere in herzergreifender Weise. Wir litten auch unter der Kälte, aber wir erlagen ihr nicht. Ein Stück seiner Jugend und seiner Lebenskraft hat aber jeder von uns wohl ohne Ausnahme auf jenen Schneefeldern zurückgelassen. Nicht bei jedem hat sich wieder ersetzt, was er dort verloren hat. Es ist nicht zu wundern, daß von denen, die den ganzen Feldzug mitgemacht haben, so viele schon gestorben sind und so viele nicht mehr das an Kraft und Gesundheit sind, was sie waren und was sie ihren Jahren nach noch sein könnten. Kriegsjahre zählen für den Dienst doppelt, sie zählen fürs Leben vielleicht fünf- oder zehnfach.

Jeden aber, der damals mit dabei war, der seine Kraft auch mit einsetzte und an seiner Lebenskraft vielleicht mit einbüßte, kann das Bewußtsein erheben und trösten, daß er hat mithelfen dürfen, ein großes Verderben von unserm Vaterlande abzuhalten. Wenn wir an die Folgen denken, die eine Niederlage vor Belfort für uns gehabt hätte, müssen wir

immer wieder sagen: Gott sei Lob und Dank, daß es damals uns gelungen ist.

Am 20. fanden wir wieder Fühlung mit dem abziehenden Feinde, die Nachhut desselben stand in Villersexel, am 21. sollte auf dieselbe ein Angriff gemacht werden. Quartiere fanden wir in Moffans. Auf dem Marsche trafen wir die Württemberger von Echénans. Sie riefen uns zu: „ihr Badenser, habt ihr wieder recht requiriert?“ Wir riefen ihnen entgegen: „gelt, wir haben es euch gesagt, wenn wir kommen, geht es los.“

In der Nacht auf den 21. räumte der Feind Villersexel, so daß wir ohne Kampf am 21. in das Städtchen einzogen. Villersexel liegt ähnlich wie Wimpfen am Berg und bietet dieselbe herrliche Aussicht wie die hessische Neckarstadt. Die Stadt war von dem Kampfe am 9. Januar stark mitgenommen, der am höchsten gelegene Teil der Stadt war zerschossen und zu Trümmern gebrannt. Auf der höchsten Stelle lag das niedergebrannte Schloß des Herzogs von Grammont. Im Schloßhof fand am 22. Januar, an einem Sonntag, ein Feldgottesdienst statt, der einzige Feldgottesdienst, an den ich mich erinnern kann. Es lag etwas Ergreifendes in dem Gottesdienste auf der Trümmerstätte, ringsum schweifte der Blick auf das schöne Land.

Daß wir d. h. unsere Kompagnie, oder unser Zug, nur zu einem Feldgottesdienst kamen, daran waren wir nicht schuld, noch weniger etwa die Feldprediger. Dieselben haben gewiß Gottesdienste gehalten, so oft dazu Zeit und Gelegenheit war und jedesmal fanden sie gewiß aufmerksame und dankbare Zuhörer. Aber bei der geringen Zahl der Feldgeistlichen und bei dem beständigen Wechseln des Kriegsschauplatzes kam an die einzelnen Abteilungen die Reihe, den Gottesdienst besuchen zu können, gar selten. Wir waren eben auch in Bezug auf die Seelsorge unter dem Militär auf solche Verhältnisse, wie

sie dieser Krieg annahm, nicht eingerichtet. Es ist erfreulich, daß wir wissen, sollte es wieder zu einem Kriege kommen, so wäre für eine reichliche Seelsorge im Heere nicht nur für die Verwundeten und Kranken, sondern auch für die Gesunden gesorgt, das ist gut. Denn was die einzelnen an Gottesfurcht im Herzen tragen, schwindet doch leicht, wenn nicht die Herzen immer wieder gestärkt werden. Die Gefahren allein thun das nicht.

XI. Abbans-Dessus.

Die bourbakische Armee hatte sich bei Besançon gesammelt und verharrte hier entmutigt und entschlußlos. Manteuffel war mit dem 2. und 3. Korps im Anmarsch. Auf die Nachricht hin, daß die Entscheidung bei Belfort bereits gefallen, verzichtete er auf eine Vereinigung mit dem Werder'schen Korps und wandte sich mehr südwärts, um Bourbaki die Wege nach Lyon zu verlegen. Die Märsche, die wir bis zum 28. ausführten, hatten den Zweck, um Besançon einen Ring zu schließen und Bourbaki nur die eine Straße nach Pontarlier über die Schweizer Grenze offen zu lassen. Das Manöver gelang vollständig, am 28. war das Schicksal der französischen Armee besiegelt.

Wir marschierten von Villersexel südwestlich, dann im Bogen um Besançon herum auf dessen südliche Seite. Quartiere bezogen wir am 23. in Thiénant bei Montbozon, am 24. in Rioz, am 25. in Bonnevent, am 26. in Brussey, am 27. in Saint-Vite, am 28. kamen wir in Abbans-Dessus an, wo wir bis zum 14. Februar blieben.

Abbans-Dessus liegt hoch oben auf einem Berge. Wir lösten hier eine preußische Kompagnie ab. Als wir das Dorf erreichten, war es schon finstere Nacht. Wir waren wohl nicht mehr erwartet worden, denn der Abmarsch der Preußen fand so eilig statt, daß die Bewohner offenbar meinten, sie räumten das Feld vor heranziehenden Franzosen. Unsere

Kompagnie hatte die Wachen zu geben. Nach der ungefähren Stärke der Kompagnie wurde die Zahl der einzelnen Wachtposten bestimmt, unsere Kompagnie zählte aber einige Mann mehr, als man angenommen hatte. So kam es, daß einige Leute, darunter ich, überzählig waren. Anstatt uns nun einer der abziehenden Wachen anzuschließen, wie wir es vielleicht eigentlich hätten thun sollen, zogen wir es vor, uns auf eigene Faust einzuquartieren. Wir wählten ein stattliches Haus aus. Die Bewohner empfingen uns mit verblüfften Gesichtern. Sie hatten offenbar gemeint, Franzosen kämen, denn sie hatten schon einen Korb mit gefüllten Flaschen zurechtgestellt. Wir sorgten nun für uns aufs beste. Ein Kochkünstler entfaltete sein Talent und bereitete Milchspäzle. Ein Gang in Küche und Keller belehrte uns, daß da noch nicht viele Soldaten gewesen sein mußten, denn da war überall Wohlstand und mich dünkte, daß wir da gute Tage haben möchten. So kam es auch. Die Ruhe und gute Verpflegung that uns auch not. Nach wenigen Tagen waren wir wieder au fait, unser Stillleben da oben dauerte aber über vierzehn Tage.

Als am Morgen nach dieser ersten Nacht unsere Leute von der Feldwache kamen, waren sie durchfroren bis ins Mark und konnten nicht genug sagen, wie kalt es gewesen. Ich lernte diese Feldwache bald auch kennen. Unser Dorf lag auf dem Rücken eines steilen Berges, der sich hinter dem Dorfe noch ziemlich in die Höhe zog. Auf der einen Seite des Berges floß der Doubs, auf der andern der Loue. Die Aussicht, die sich vor dem Dorfe auf das Doubs-Thal und wohl zwanzig Stunden weit hinein ins Land bot, war wunderschön. Ich habe noch keine Aussicht genossen, die jener gleich käme. Dazu die hellen, klaren Frühlingstage. Stundenlang lagen wir vor dem Dorfe an einem Hang im warmen Sonnenschein und schauten hinunter nach dem schönen blauen Flusse und den Bergen und Dörfern in der Ferne. Die Aussicht

aber, die sich oben von der Stelle bot, wo unsere Feldwache war, war geradezu überwältigend. Man stand da auf einem Grat, der etwa zwanzig Schritte breit, nach beiden Seiten steil abfallend dem Auge nach allen vier Himmelsrichtungen freien Ausblick und überall ein großartig schönes Bild darbot. Die Nächte da oben, wir waren etwa dreimal oben, waren aber bitter kalt, ob man sich hinter die aus rohen Steinen aufgeführten Schutzmauern, oder in einen Graben, oder hinter einen Busch legen mochte, der Wind blies einen durch, daß man froh war, zu einer nächtlichen Patrouille ausgeschickt zu werden.

Wir waren Besançon nicht sehr ferne, vielleicht drei Stunden, vor uns lagen starke feindliche Vorposten, unsere Patrouillen gingen in oder bis an die dazwischen liegenden Dörfer, teilweise auf einer großen Straße, die von Besançon nach Lyon zu führt, und die deutliche Spuren zeigte, daß hier ein Vorstoß der Franzosen zurückgewiesen worden war, teilweise durch Wald an einem unheimlichen verlassenen Gebäude vorbei. Zu einem Zusammenstoße mit dem Feinde kam es bei diesen Patrouillen nicht.

Die meiste Zeit über hatten wir nichts zu thun. Das Dorf war sehr wohlhabend, jeder Bauer hatte zwei Ochsen im Stall und einen Keller voll Wein. Ich weiß nicht, wie es kam, aber während wir fast überall, wo nicht Not war, den Wein bezahlten, dachte hier keiner ans Bezahlen. Wäre der Wein auch noch so billig gewesen, unser Geld hätte doch nicht gereicht, zu bezahlen, was wir tranken. Wie in jedem Haushalte am Morgen ein Kübel frisches Wasser geholt wird, damit die Hausbewohner ihren Durst löschen können, so holten wir am Morgen einen Kübel Wein aus dem Keller, zum Mittagessen kam der zweite und zum Abend der dritte. Hie und da kamen unsere Offiziere um nachzusehen, ob es uns auch an nichts fehle. So lange dieser Besuch dauerte,

stellten wir den Weinkübel etwas abseits. Wenn wir dann auf die Frage, wie es uns gehe, aus einem Munde antworteten: „gut, Herr Hauptmann“ und unser Bauer, weil alles fröhlich aussah, der Spur nach auch ein fröhliches Gesicht machte, so meinte unser Hauptmann: „euch sieht man's an, daß es euch gut geht.“ Nach den Weinverhältnissen im Einzelnen frug er nicht. Jede Korporalschaft hatte in ihrem Keller eine besondere Sorte guten Weins, der nur bei besonderen Gelegenheiten zum besten gegeben wurde. Wir Freiwillige luden uns gegenseitig zu Gaste und regalierten uns mit dem besten, das unser Keller bot und ein Trost war es, zu wissen: wenn wir nicht gar zu lange bleiben, halten unsere Fässer uns aus. Die Einladungen unserer Korporalschaft waren besonders gesucht, weil bei uns einer der Kompagniemetzger, Jakobi, ein ächtes Pfälzerkind, war. Jeden Tag wurde ein Ochse geschlachtet und davon brachte Jakobi jedesmal ein Stück mit, das ihm als Metzger zum voraus zufiel, immer wieder neue Leckerbissen, mit Vorliebe: Kinnbacken. Und unsere Bauern? Die waren gut Freund mit uns. Die hatten wohl auf ihrer Höhe lange nur von den Greuelthaten der Deutschen gehört, so daß sie, als nun wirklich deutsche Soldaten kamen, wohl meinten, noch gar glimpflich davon gekommen zu sein und von großem Glück sagen zu können, daß wir nicht ihr Blut, nur ihren Wein abzapften und nicht ihre Kinder, nur ihre Ochsen aufaßen. Wir führten gemeinsame Haushaltung und waren alle guter Dinge. Stundenlang standen wir in Hemdärmel und Unterhosen auf den Dorfgassen und sonnten unsere umgewendeten Kleider und klopften sie dann aus, nicht des Staubs sondern der Läuse wegen. Die Kochkünstler hatten Zeit, ihre in Frankreich gesammelten Künste anzuwenden, interessante Versuche darüber anzustellen, ob z. B. zu sauren Nieren Essig besser ist oder roter Wein. Die Unteroffiziere waren auch allmählig

verwöhnt und mitunter übler Laune, z. B. wenn wieder Reis auf dem Speisezettel stand und diese üble Laune wurde dadurch nicht verbessert, daß wir kamen, uns den Spektakel anzusehen.

Hier erprobten wir auch gründlich, was der beste Ersatz ist für Rauchtabak, ob Rebenrinde oder Heublumen oder getrockneter Kaffeesatz und kamen einmütig zu dem Schlusse, daß das eine dieser drei Dinge in der Pfeife ebenso jämmerlich schlecht schmeckt wie die zwei andern und daß eine Pfeife Rauchtabak durch nichts zu ersetzen ist. Leider fehlte uns dieses edle Kraut ganz. Wir hätten so schön Zeit gehabt zum Rauchen. Dieser Mangel und der Wind oben auf der Feldwache erinnerte uns daran, daß wir noch nicht im Schlaraffenlande waren. Dabei waren so schöne Frühlingstage, wie ich in Deutschland noch keine erlebt habe, wie es in Deutschland, glaube ich, gar keine giebt.

Eine große Thorheit habe ich hier oben begangen. Es wurde mir die Führung einer Korporalschaft angeboten. Bei der großen Zahl der Einjährigen war es für den Einzelnen schwer, sich hervorzuthun, darum war es unverzeihlich, daß ich nicht annahm.

Der 30. Januar erinnerte uns daran, daß wir noch in Feindesland waren. 4 Kompagnien stark mit einigen Dragonern unternahmen wir eine Rekognoszierung auf der großen Döler Straße Besançon zu. Unsere Aufgabe war, bis in ein bestimmtes Dorf, das zweite vor uns, vorzugehen. In dem ersten Dorfe wurden einige Unteroffiziere und Gefreite, darunter auch ich, beordert, mit einigen Leuten die Häuser zu durchsuchen nach Waffen. Wir fanden nichts Verdächtiges. Bereitwillig füllten aber die Leute unsere Brotbeutel mit Brot und Speck und unsere Feldflaschen mit Wein und wir waren eben daran, getrocknete Trauben abzubeeren, als draußen aus der Richtung, nach der die Unsern marschierten, ein Schuß fiel.

Im Laufschritt eilten wir unserer Kompagnie nach, wir übersahen sofort die Lage. Das Dorf vor uns war stark besetzt und auf der Höhe davor standen französische Geschütze. Die erste Granate war nach unsern Dragonern geworfen worden, die nach allen Richtungen auseinanderstäubten. Die zweite und dritte Granate flog unseren Kompagnien zu ohne zu treffen. Wir sahen wie die Kompagnien sich zum Gefecht auseinanderzogen. Ehe wir sie aber erreichten, sammelten sie sich wieder, und das feindliche Feuer verstummte. Als wir den Unsern nahe waren, riefen sie uns entgegen: „es ist Friede." Wir wagten nicht, es zu glauben, weil das Wort Friede so tief in unsere Herzen schlug, daß wir die Enttäuschung fürchteten. In diesem Augenblick, als es hieß „Friede", fühlten wir erst, wie wir des Krieges müde waren und uns heim sehnten. Eben als die Unsern erwartet hatten, daß die feindlichen Geschosse in ihre Reihen einschlügen, waren 2 französische Reiter mit einer weißen Fahne aus dem Dorfe auf unsere Kompagnien zugekommen mit der Friedensbotschaft.

Die Nachricht war nur teilweise richtig. Es war allerdings Waffenstillstand geschlossen worden, aber auf den ausdrücklichen Wunsch Gambettas blieben die Ostdepartements von demselben ausgeschlossen, weil die Franzosen meinten, hier noch für den Friedensschluß wertvolle Erfolge zu erringen. Die Thoren! Unter unsäglichem Elend mußte die letzte französische Armee, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen, die schweizer Grenze überschreiten. Für uns war es ein Glück, daß den Franzosen die Meldung ungenau zugekommen war, wir wurden so vor sicheren Verlusten bewahrt. Als wir auf unsere Höhe zurückkamen, erfuhren wir den Sachverhalt zugleich mit der Botschaft, daß am 18. Januar das deutsche Kaiserreich proklamiert war. Was wir lange geträumt

hatten, war Thatsache geworden. Begeistert brachten wir das erste Hoch aus auf den deutschen Kaiser.

Wenige Tage darnach kam uns die Nachricht zu von dem Ende der Bourbakischen Armee. Immer noch aber warteten wir auf eine Botschaft, daß auch für uns Waffenstillstand geschlossen sei. In den ersten Tagen des Februar kam diese lang ersehnte Botschaft. Nun wird auch bald der Friedensschluß folgen und unsere Gedanken wandten sich heimwärts. Am 14. Februar war der letzte Ochse in Abbans-Dessus geschlachtet worden, am folgenden Tage verließen wir das weinreich gewesene, jetzt aber weinarm gewordene Dorf, um es mit einem noch schöneren Quartiere, Dôle, zu vertauschen.

XII. Dôle.

Dôle ist eine prächtige Stadt an dem schönen Doubs. Hier blieben wir fast drei Wochen, bis zum 6. März. Unsere Beschäftigung von Abbans-Dessus, uns zu erholen, setzten wir hier mit demselben guten Erfolge fort. Unser Feldwebel nahm einige von uns Freiwilligen auf sein Büreau, seine Schriften ihm helfen in Ordnung zu bringen. Mit Arbeit waren wir da nicht überhäuft. Wenn wir einige Seiten liniert hatten, schien uns dies schon genug Arbeit für einen halben Tag zu sein.

Abwechselnd hatten wir die Briefe zu bestellen, die mit der Feldpost für unsere Kompagnien gekommen waren. Dies gab Büchler und mir Veranlassung zu einem übermütigen, aber harmlosen Scherze mit der Feldpost, den die Beamten derselben aber sehr übel nahmen und wegen dessen sie uns beim Regimente verklagten. Zu unserm Glück verstand unser Regimentsadjutant sich besser auf einen harmlosen Scherz und er entließ uns statt mit einigen Strafwachen, wie wir erwartet hatten, fast mit einer Belobigung über das wohlgelungene Späßlein, an dem er seine sichtliche Freude hatte. Wir hatten nämlich auf die täglich einlaufenden Briefe eines Kameraden Bemerkungen geschrieben wie diese: „Ich habe es jetzt satt, jeden Tag einen Brief für Sie zu besorgen. Wenn diese Briefschreiberei nicht aufhört, so werfe ich Ihre Briefe weg. Dirringer, Postassistent.“

Es war eine ganze Komödie der Irrungen, die nun entstand. Denn unser Freund beschwerte sich auf unsern Rat

bei der Feldpost. Die Beamten dort waren empört über den Kollegen Dirringer, der ihrem ganzen Stande Schande mache. Sie vermuteten ihn in Karlsruhe und meldeten die Sache dorthin. Unser Freund schrieb darüber seinem Vater, damit derselbe sich auch beschwere und schrieb außerdem einen möglichst groben Brief an den Postassistenten Dirringer. Es dauerte aber nicht lange, so hatten die Beamten der Feldpost es heraus, wo der böse Dirringer steckte und zeigten die Sache bei unserm Regimente an.

Daß die Sache für uns gut ausging, habe ich schon bemerkt. Die Kränkung, die den Beamten der Feldpost zugefügt worden war, forderte aber doch eine Sühne. Irgend jemand mußte also schuldig sein. Der geneigte Leser errät aber kaum, wer da der Sündenbock sein mußte. Das war nämlich unser Kamerad, der Briefempfänger. Dem wurde ganz gehörig der Rost heruntergeputzt, weil er auf dem Büreau der Feldpost sich beklagt hatte; er hätte seine Klage beim Feldwebel anbringen sollen, dann hätte die Sache sich bald aufgeklärt.

Diese Geschichte war damit noch nicht ganz zu Ende. Der Brief, den unser Kamerad an den Postassistenten Dirringer in Karlsruhe geschrieben hatte, hätte auch beinahe noch Unheil angerichtet. In Karlsruhe gab es glücklicherweise keinen Postassistenten Dirringer, aber einen Postsekretär mit ganz ähnlich lautendem Namen. Dieser Postsekretär war mein Vetter. Als ich nach dem Kriege mit demselben einmal über die Leistungen der Feldpost mich unterhielt, bemerkte derselbe, es sei doch nicht immer möglich gewesen, alle aus dem Felde kommenden Briefe zu bestellen. So sei auch einmal ein Postbote mit einem Briefe an einen Postassistenten Dirringer zu ihm gekommen und habe ihm gesagt: „O, Herr D., nehmen Sie mir doch diesen Brief ab. Sie heißen

ja beinahe Dirringer. Ich werde mit diesem Brief von einem Büreau zum andern geschickt."

„Hast Du den Brief genommen?" frug ich.

„Nein!"

„Da sei froh!" und nun erzählte ich meinem Vetter die Geschichte vom Postassistenten Dirringer.

Es sei übrigens hier mit herzlichem Dank der Dienste gedacht, welche die Feldpost uns leistete. Bei den großen Streifzügen, die wir machten und bei der Unsicherheit aller Wege durch die Franktireurs kam es oft vor, daß wir wochenlang keine Post erhielten und keine Briefe absenden konnten. Mit welcher Freude nahmen wir dann aber wieder, wenn die Post angekommen war, unsere Briefe und Packete aus der Heimat in Empfang. Welch ein Trost und welch eine Hoffnung und welch ein Segen lag in jedem solchen Gruße aus der Heimat.

Unser Quartier hatten wir in der Hauptstraße, in dem Hause eines wohlhabenden Kaufmanns. Wir waren immer nur drei oder vier in einem Hause und hatten infolge davon bequeme und gute Quartiere. Unsere Hausleute waren junge Leute, der Mann klein und unscheinbar, die Frau eine auffallende Erscheinung. Sie war im Hause entschieden die Hauptperson, ihr Mann spielte neben ihr eine unbedeutende Rolle. Mit ihrem Zöschen Anna, das immer heißer war und immer lachte, kam sie jeden Tag zu uns Soldaten in unsere Stube. Es war nämlich die Elite unserer Korporalschaft in diesem Quartiere, Sergeant Rapp und Unteroffizier Bury dabei. Mein schlechtes Gymnasial-Französisch und Büchlers noch schlechteres Höhere Bürgerschul-Französisch, oder wo sonst es herstammte, störte sie nicht und mit einem Ernst, der komisch war und mit einer Ungeniertheit, die geradezu klassisch war, frug sie nach allem, was sie interessierte, und erzählte ungefragt, was nach ihrer Meinung für uns

wissenswert sein möchte. Als sie einmal meine Karte vom Kriegsschauplatz sah, rief sie triumphierend aus: „Jetzt weiß ich, wie Sie die Wege in unserem Lande so gut finden!“ Karten hatte sie schon gesehen. Aber daß man so etwas auf Leinwand aufgezogen, zusammenlegbar, selber haben könne, war ihr etwas ganz neues. Bei der Freude, die sie an meiner Karte äußerte, konnte ich nicht umhin, ihr die Karte zu versprechen, wenn wir abziehen. Sie versäumte auch nicht, die versprochene Karte bei Zeiten in Empfang zu nehmen.

Es war noch eine alte Dame im Hause, entweder ihre oder des Mannes Mutter. Diese besorgte den Kaufladen, in dem es eben nicht viel zu thun gab, der Mann versah die Haushaltung und die Frau saß mit ihrer Zofe in der Soldatenstube. Eine ächt französische Wirtschaft. Daß wir Protestanten waren und doch ganz ordentliche Menschen, ganz anders wie ihre Soldaten, von denen sie nur mit Verachtung sprach, war ihr höchst merkwürdig und unverhohlen sprach sie ihre Verwunderung und Anerkennung aus über alles, was sie von Deutschland gehört und es schien ihr eine Ahnung davon aufzugehen, daß wir unsere Siege und die Franzosen ihre Niederlagen einer andern Sache noch als nur unseren Karten verdankten. Sie saß auch einmal bei uns und sah zu wie wir zu Mittag aßen und rühmte, halb scherzend, halb spottend, daß die Deutschen alle grands mangeurs (große Esser) seien, als es anfing mit allen Glocken von allen Türmen zu läuten. Wie lang hatten wir diesen Ton nicht mehr gehört. Nirgends, wo wir waren, durfte geläutet werden, weil die Franzosen sich damit Zeichen gaben. Wir wußten, was das Läuten zu bedeuten hatte: das ist der Friede. Die ganze Familie lief zusammen, bewegt wünschten wir uns Glück und aus eines jeden Seele gewiß stieg ein stilles Dankgebet. Wir waren des Kriegs so müde und sehnten uns in die Heimat, zu unsern Eltern und dann auch wieder zu unsern Büchern.

Mein Beruf als Briefträger hat mich in Dôle auch einmal in das Lazaret geführt. Ich erschrak über die Menge der Kranken, die hier lagen. Der Typhus hat hier viele Opfer gefordert. Aus unserm Regiment erlagen hier 42 dieser ersten Folge der ausgestandenen Strapazen. Von den näheren Bekannten im Regiment erkrankte keiner, nur Lehrer Bischofs Heiserkeit, die Jahre lang anhielt, fing hier an.

Hier im Spital, fern von den Seinen, starb ein lieber Vetter von mir, August Muth aus Heidelberg. Wie gerne hätte ich ihn besucht, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, daß er hier krank lag. Anfangs Januar hatte ich ihn zum letzten Male gesehen. Es war auf dem Marsche von Vesoul nach Belfort, als er bei einer kurzen Marschpause mit anderen Bekannten von den gelben Dragonern mich im Glied aufsuchte, um mir Glück zu wünschen, nachdem er von meiner Verwundung gehört hatte. Es war an einem Abend nach einem langen beschwerlichen Marsche. Die schlanken Dragoner standen so frisch unter uns abstrapazierten Infanteristen. Wer von uns hätte damals gedacht, daß dem einen von ihnen der Tod so nahe sei.

Der 15. Februar brachte uns eine Abwechslung. 3000 Garibaldianer, die während des Waffenstillstandes auf unser Gebiet geraten waren, erhielten die Erlaubnis, Dôle zu passieren. Es waren meist verwegen aussehende Gesellen. Unter den Dragonern waren einige, die Holzschuhe anhatten, mit Stricken an den Fuß gebunden, die Sporen in die Holzschuhe eingeschlagen. Wir mußten uns sagen: Respekt vor diesen Leuten, die freiwillig unter solch jämmerlichen Zuständen für ihr Vaterland sich schlugen, aber Schande über die reichen Dôler, von denen keiner den armen Kerlen ein paar Stiefel gab.

Unsere Niederlage hatten wir hier hauptsächlich im Café du Jura. Manchen Abend saßen wir hier fröhlich bei ernsten

und heiteren Gesprächen. Bald hatten sich auch einige Sangeskundige zu mehrstimmigem Gesang zusammen gefunden. Die Palme gebührte dabei aber unstreitig Karl Wittmann aus Waibstadt, wenn er mit seiner prächtigen Stimme das Lied: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst" sang oder sonst etwas, eine zündende Rede oder eine heitere Posse zum Besten gab.

XIII. Der Rückmarsch.

Am 6. März verließen wir Dôle mit dem Gefühl, daß wir ein so gutes Quartier nicht wieder finden würden und erreichten nach zweitägigem Marsche am 8. März Gray, wo wir bis zum 18. zum Schutz der Etappe zu bleiben hatten. Ich war mit einigen Einjährigen auf dem Kommando. Schweren Dienst hatten wir nicht und jeden Tag gab es Abwechslung, aber wir hatten dieses Schlaraffenleben, das wir nun seit Ende Januar führten, noch mehr satt als das Kriegen. Wir hatten einmal einen Sack Geld zu hüten, dann jemanden aus der Stadt, etwa den Postdirektor auf das Bureau zu citieren, dann den Offizieren eine Flasche Champagner zu holen. Abwechslung gab auch die Versteigerung abgängiger Pferde. Täglich kamen auch Leute auf das Bureau, die sich über irgend etwas beschwerten: „die Soldaten haben den Ofen umgeworfen", „die Soldaten haben einen Stuhl zerbrochen", „die Soldaten haben von unserm Zucker genommen" und dergleichen.

Mit Vorliebe kamen junge Mädchen. Da wurde dann einer von uns mitgeschickt, zu sehen, was es da gebe und den Streit zu schlichten. Das war immer eine genierliche Sache, in Begleitung einer solchen demoiselle durch die Stadt zu gehen. Die Französinnen genierte das aber nicht im mindesten, im Gegenteil, ich glaube, sie kamen oft nur, weil es

ihnen Spaß machte, daß einer von uns sie durch die Stadt begleiten mußte.

Am 19. März endlich wurden wir hier abgelöst. Mit der Bahn fuhren wir bis Vesoul. Ueber Kolmar, Schlettstadt, Kehl marschierend erreichten wir am 28. März in Willstätt unser Regiment, das vorausmarschiert war, während unsere Kompagnie in Gray Etappendienst hatte.

Unser Marsch durch Baden war ein Triumphzug. In jedem Dorfe, in dem wir Quartiere bezogen, wurden wir feierlich empfangen, an jedem Morgen unsere Helme und Gewehre von neuem mit Tannenreisern und Blumensträußchen geschmückt. Ueber Achern, Sinzheim, Ettlingen marschierten wir nach Karlsruhe, wo wir am 3. April feierlich einzogen. Am Tage vor Ostern wurde ich entlassen.

Die Ansprache, welche unser Regimentskommandeur, Oberst von Wechmar, vor Straßburg an das Regiment gerichtet hatte, bekamen wir gedruckt mit nach Hause. Den Anfang und den Schluß derselben will ich hier beifügen: „In wenigen Stunden werden wir den Boden unseres teuren Vaterlandes wieder betreten.

In diesem schönen feierlichen Augenblick drängt es mich, noch einige Worte an Euch zu richten.

Ein blutiger, ein glorreicher Krieg liegt hinter uns, ein Krieg, der an Großartigkeit und glänzenden Erfolgen in der Weltgeschichte kaum seines gleichen hat.

Durch die Gnade Gottes, des allmächtigen Lenkers der Schlachten, liegt der alte Erbfeind Deutschlands niedergeschmettert zu unsern Füßen und unser teures deutsches Vaterland erhebt sich einig und stark unter der Führung seines ehrwürdigen Heldenkaisers zu neuer Macht und Blüte.

Mit freudigem Stolze sind wir uns bewußt, daß das 14. Armeekops, dem anzugehören wir die Ehre hatten, manches schöne Blatt in den frischen Lorbeerkranz hineingeflochten hat.

Und da, wo das 14. Armeekorps gefochten hat, da stand auch das Leibgrenadierregiment meist in erster Linie und blutete und siegte.

Soldaten! Dankbar sieht unser Heldenkaiser Wilhelm, unser geliebter Großherzog, unser ganzes deutsches Vaterland auf Eure Thaten hin und ich, Euer Regimentskommandeur, der die Ehre gehabt hat, Euch in diesen heißen Gefechten zu führen, ich spreche Euch heute mit bewegtem Herzen meinen Dank aus für den Heldenmut, den Ihr bewiesen, für die Ausdauer, mit der Ihr die großen Strapazen ertragen, für die Manneszucht, die Ihr gehalten habt.

Wenn Ihr Euch dieser großen Zeit erinnert, dann, Soldaten, überhebt Euch nicht in eitlem Stolz, sondern vergeßt niemals, daß Ihr Eure Siege der Gnade Gottes, des allmächtigen Lenkers der Schlachten, zu danken habt und daß eine tüchtige Ausbildung und eine gute Disziplin die Grundlage des Sieges bilden; haltet das Andenken unserer gefallenen Helden in Ehren; gedenket stets in Liebe Eurer zu Krüppeln gewordenen verwundeten Kameraden und ich bitte Euch, bewahrt mir, Eurem Regimentskommandeur, der stolz auf Euch ist, stets ein freundliches Andenken.

Gott schütze unsern Kaiser, unsern Großherzog, unser teures deutsches Vaterland! Hurrah!"

Hier mögen auch die Worte ihre Stelle finden, mit welchen General von Werder die Ordre mitteilte, durch welche das 14. Armeekorps aufgelöst wurde:

„Soldaten des 14. Korps!

Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs ist das 14. Armeekorps aufgelöst. Mit dem schönen, lohnenden Bewußtsein treu erfüllter Pflicht könnt Ihr zurückblicken auf Eure Teilnahme an diesen gewichtigen, welthistorischen Kämpfen, auf Eure Leistungen, die unter Gottes gnädigem Beistande

von reichem Erfolge gekrönt wurden und die Allerhöchsten Anerkennungen fanden.

Zieht nun in die Heimat und arbeitet mit eben so viel Hingebung an dem friedlichen Ausbau des deutschen Vaterlandes, wie Ihr zur Gründung seiner Größe kriegerisch thätig gewesen seid.

Mein Dank begleitet Euch in Eure Heimat.

Gedenkt zuweilen Eures tiefbewegten Führers, wie er Euer nie vergessen wird.

Gott schütze Euch, wie er das 14. Armeekorps geschützt hat."

Am Abend des Ostersamstags kehrte ich tiefbewegt in Freude und Dank in den Kreis meiner Eltern und Geschwister wieder zurück.

Schluß.

Wenn ich zum Schlusse noch davon reden will, was ich meiner Teilnahme an dem Feldzug verdanke, so muß ich zunächst von einer Unart berichten. Zwar die Feldzugs-Manieren, die Pfeife auf den Stubenboden auszuklopfen und auf den Stubenboden auszuspucken und dergleichen habe ich unter den gesitteteren Verhältnissen des Friedens sofort wieder abgelegt, aber eine Unart ist mir bis heute geblieben. Sie besteht darin, daß ich immer wieder vergesse, den Pfützen auszuweichen. Wenn es nur einigermaßen geregnet hat, so habe ich schmutzige Stiefel. Das geniert mich manchmal, aber ich mache mir wegen dieser schlechten Gewohnheit doch keine Sorgen. Im Gegenteil, ich glaube, mit dem Grundsatze: „nicht außen herum, sondern gerade durch" kommt man nicht nur am besten über schmutzige Dorfgassen und schlechte Landstraßen, mit diesem Grundsatz kommt man auch am besten durch das Leben und durch die Menschen.

Eine Tugend, die ich im Feldzug gelernt habe, ist die Pünktlichkeit. Ich lasse niemanden warten, habe es aber auch nicht gern, wenn andere mich über die bestimmte Zeit warten lassen. Unpünktliche Menschen müssen im Uebrigen sehr liebenswürdig sein, sonst bleiben wir nicht lang gute Freunde.

Auch die Erfahrung danke ich dem Feldzug, daß Nicht nachlassen gewinnt. Unsere Angriffe waren nicht immer fehlerlos, aber wir haben sie doch immer siegreich durchgeführt, weil wir nicht nachließen. Das gilt auch im Leben. Ist das Gewissen rein über Ziel und Mittel, dann mögen diese Mittel auch mangelhaft, dann mag auf der andern Seite der Widerstand auch noch so groß sein — nicht wer die besten Mittel und den leichtesten Weg hat, sondern wer nicht nachläßt, gewinnt.

Doch, um den Wer der Pünktlichkeit und der Ausdauer schätzen zu lernen, dazu braucht man noch nicht gerade einen Feldzug mitzumachen. Diese Tugenden kann man auch im Frieden lernen.

Der Gewinn, den ich aus dem Feldzug mit heimgebracht habe und den ich nur da finden konnte, ist ein doppelter. Er besteht einmal in dem Hochgefühl, daß ich auch mit unter denen war, die 1870/71 die Kraft des deutschen Volkes darstellten und die ein ruhmreiches Werk vollbracht haben. Ich weiß sehr wohl, das geleistet zu haben, was tausendmal tausend andere auch geleistet haben, ist nichts besonderes, auch dann nicht, wenn man es freiwillig geleistet hat. Ich weiß auch sehr wohl, ebenso wie ich es als Pflicht erkennen mußte, mitzuziehen, ebenso hat mancher andere nur seine Pflicht erfüllt, wenn er aus Gehorsam gegen seine Eltern oder aus Rücksicht auf seine Gesundheit nicht mitgegangen ist. Aber ich danke meinem Gott, daß ich mitziehen konnte. Was ich an Selbstvertrauen habe — wie groß oder klein es sein mag — hätte ich nicht, was ich an Gottvertrauen habe, könnte ich nicht haben, wenn ich mich nicht freudig in die vordere Reihe gestellt hätte, als der Sturm losbrach, wenn ich nicht das meine an meinem Teil gethan hätte, daß nicht die große Zeit ein kleines Geschlecht gefunden hat.

Und der andere große Gewinn, den ich meiner Teilnahme an diesem Kriege verdanke, ist das unerschütterliche Vertrauen, das ich seitdem zu unserem deutschen Volke habe.

Ich denke, von den verschiedenen Korporalschaften, deren Genosse ich war, darf ich auf unsere badischen Soldaten alle schließen und nicht anders wie diese werden auch die andern deutschen Soldaten gewesen sein, und wie die Männer von 20—30 Jahren sind, so wird das ganze Volk sein. Und ich denke, wer in Reih und Glied als gemeiner Soldat einen Feldzug von sieben Monaten mitgemacht hat, wo der Zwang bald aufhört, den wir Menschen uns in der Gegenwart anderer aufzulegen gewohnt sind, wer da Gelegenheit gehabt hat, zu sehen und zu hören, wie die Soldaten sich freuen, sich unterhalten, wie sie träumen, wie sie sich zeigen in großer Gefahr, in harter Entbehrung und dann wieder in dem Rausche des Sieges und im Ueberfluß, der hat den Geist, der in ihnen lebt, kennen lernen können.

Es ist kein Zweifel, das Gute und das Böse, zu dem die Keime im Menschen liegen, kommt nirgends so zur Entfaltung wie in einem Kriege. Im Krieg geschehen die größten Thaten der Selbstverleugnung, der Treue, der Barmherzigkeit. Aber der Krieg verwildert auch die Menschen. Kein Gebot Gottes, das nicht der Krieg niedertreten würde. Die Bestie, die im Menschen schlummert, erwacht da. Auch im letzten Kriege ist es nicht anders gewesen.

Aber wenn ich das alles zusammen nehme, so kann ich nicht anders, ich muß unserem Volke ein gutes Zeugnis ausstellen aus jenen Tagen. Ich bin wahrlich nicht blind gegen die Schäden und Sünden in unserem Volke, aber wenn ich daran denke, daß die Soldaten von damals heute in der Fülle des Lebens stehen und die Väter unserer Jugend sind, dann bin ich voll Hoffnung, daß unser Volk es nicht ver-

gessen wird, daß die Gerechtigkeit ein Volk erhöht und die Sünde der Leute Verderben ist, voll Hoffnung, daß auch fernerhin der Spruch gelten wird:

Deutsche Treue, deutscher Gott,
Deutscher Glaube sonder Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Inhalt.

		Seite
	Vorrede	III
I.	Die Mobilmachung	1
II.	Beim Ersatzbataillon	6
III.	Vor Straßburg	13
IV.	In den Vogesen	18
V.	Dijon	30
VI.	Vougeot	49
VII.	Pasques. Im Ouche-Thal. Saint Jean de Losne	67
VIII.	Nuits	76
IX.	Von Dijon nach Belfort	90
X.	Belfort	104
XI.	Abbans-Dessus	117
XII.	Dôle	124
XIII.	Der Rückmarsch	130
	Schluß	134

27667 HG
S3556e

Author Schmitthenner, H

Title Erlebnisse eines freiwilligen badischen Granadiers.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU